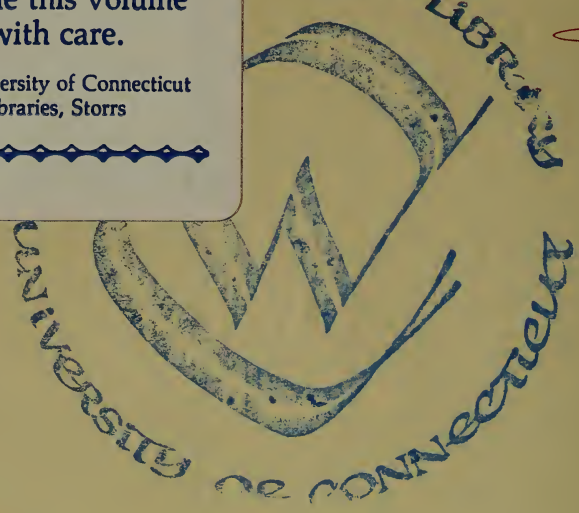
DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN

Please
handle this volume
with care.

The University of Connecticut
Libraries, Storrs

Vom Urlaub 1918
O Fuchs



296.833
N141g

BOOK 296.833.N141G c.1
NAHMAN BEN SIMHAH # DIE
GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN IHM
3 9153 00081615 9

GEDRUCKT VON O. BRANDSTETTER IN LEIPZIG. ES WURDEN AUSSERDEM 25 EXEMPLARE AUF ECHTEM BÜTTENPAPIER HERGESTELLT. DIESELBEN SIND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT, IN GANZPERGAMENT GEBUNDEN ZUM PREISE VON 15 MARK DAS EXEMPLAR NUR VOM VERLAGE DER LITERARISCHEN ANSTALT RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT AM MAIN DIREKT ZU BEZIEHEN. DRUCKANORDNUNG, SCHMUCK UND EINBAND VON E. R. WEISS.

DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN

VIERTES UND FÜNFTES TAUSEND

Nahman ben Simhah

BM
532
.N3
1916

DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN

IHM NACHERZÄHLT VON

MARTIN BUBER

18

296.833
N141g

ALLE RECHTE, BESONDERS DAS DER ÜBERSETZUNG
BEHÄLT SICH DER VERLAG AUSDRÜCKLICH VOR.

DEM GEDÄCHTNIS
MEINES GROSSVATERS
SALOMON BUBER
DES LETZTEN MEISTERS
DER ALTEN HASKALA
BRINGE ICH
IN TREUEN
DIESES WERK
DER CHASSIDUT
DAR

12/1/24

ICH HABE DIE GESCHICHTEN DES RABBI Nachman nicht übersetzt, sondern ihm nacherzählt, in aller Freiheit, aber aus seinem Geiste, wie er mir gegenwärtig ist.

Die Geschichten sind uns in einer Schülerniederschrift erhalten, die die ursprüngliche Erzählung offenbar maßlos entstellt und verzerrt hat. Wie sie uns vorliegen, sind sie verworren, weitschweifig und von unedler Form. Ich war bemüht, alle Elemente der originalen Fabel, die sich mir durch ihre Kraft und Farbigkeit als solche erwiesen, unberührt zu erhalten.

In dem einleitenden Teil habe ich versucht, die Atmosphäre des Buches darzustellen. Der Abschnitt, den ich „Die jüdische Mystik" überschrieben habe, ist demgemäß nur als eine erste und allgemeinste Einführung anzusehen. —

S. Dubnow, dem Historiker des Chassidismus, möchte ich auch hier für seine biographischen und bibliographischen Mitteilungen, und M. J. Berdyczewski, dem Erforscher der chassidischen Seele, für seine mannigfachen Anregungen danken.

RABBI NACHMAN UND DIE JUEDISCHE MYSTIK

DIE JÜDISCHE MYSTIK

ABBI NACHMAN VON BRATZlaw, der 1772 geboren wurde und 1810 starb, ist vielleicht der letzte jüdische Mystiker. Er steht am Ende einer ununterbrochenen Überlieferung, deren Anfang wir nicht kennen. Man hat diese Überlieferung lange Zeit zu leugnen gesucht; sie kann heute nicht mehr angezweifelt werden. Man hat nachgewiesen, daß sie von persischen, dann von spätgriechischen, dann von albigensischen Quellen gespeist wurde; sie hat die Kraft des eigenen Stromes behauptet, der allen Zufluß aufnehmen konnte, ohne von ihm bezwungen zu werden. Freilich werden wir sie nicht mehr so ansehen dürfen, wie ihre alten Meister und Jünger es taten: als „Kabbala", das heißt: als Übergabe der Lehre von Mund zu Ohr und wieder von Mund zu Ohr, in solcher Weise, daß jedes Geschlecht sie empfinge, aber jedes in einer weiteren und reicheren Offenbarung und Ausdeutung, bis am Ende der Zeiten die restlose Wahrheit verkündet würde; doch werden wir ihre Einheit, ihre Besonderheit und ihre starke Bedingtheit durch die Art und das Schicksal des Volkes, aus dem sie heraufwuchs, anerkennen müssen. Die jüdische Mystik mag recht ungleichmäßig erscheinen, oft trübe, zuweilen kleinlich, wenn wir sie an Eckhart, an Plotinos, an Laotse messen; sie wird ihre Brüchigkeit nicht verbergen können, wenn man sie gar neben den Upanischaden betrachten wollte. Sie bleibt die wunderbare Blüte eines uralten Baumes, deren Farbe fast allzu grell, deren Duft fast allzu üppig wirkt, und die doch eines der wenigen Gewächse innerer Seelenweisheit und gesammelter Ekstase ist.

Die mystische Anlage ist den Juden von Urzeiten

her eigen, und ihre Äußerungen sind nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als eine zeitweilig auftretende bewußte Reaktion gegen die Herrschaft der Verstandesordnung aufzufassen. Es ist eine bedeutsame Eigentümlichkeit des Juden, die sich in den Jahrtausenden kaum gewandelt zu haben scheint, daß sich die Extreme bei ihm aneinander entzünden, schneller und mächtiger, als bei irgend einem anderen Menschen. So geschieht es, daß mitten in einem unsäglich begrenzten Dasein, ja gerade aus seiner Begrenztheit heraus plötzlich mit einer Gewalt, die nichts zu bändigen versucht, das Schrankenlose hervorbricht und nun die widerstandlos hingegebene Seele regiert. Für diese Macht des Unbegreiflichen in enger Stille mag uns die Gottesvision Elijahus ein Sinnbild sein.

Ein Anderes, Wesentlicheres kam hinzu. Wenn jede Seele sich ihre natürliche Substanz aus den kräftigen, wertbetonten Bildern formt, die sie mit ihren Sinnen aufgenommen und mit ihrem Gefühl gefaßt hat, so scheint die Seele des Juden dieser natürlichen Substanz arm zu sein. Unvergleichlich mehr motorisch als sensorisch veranlagt, reagiert er auch in seinem ganz innerlichen geistigen Leben sehr viel intensiver, als er empfängt. Er gestaltet das Empfangene mehr zu Wortgedanken, Begriffen, als zu Bildgedanken, Vorstellungen, aus. Den vom Subjekte unabhängigen Gegenständen unendlich fremd, nur für die den Funktionen des Subjektes unterworfenen Gegenstände verständnisvoll (sogar für Spinoza ist die Natur more geometrico darlegbar), existiert der Jude weniger in Substanz, als in Relation. Er hat den höchsten Sinn für die allgemeinen und offenbaren, wie für die heimlichen und besonderen Beziehungen des Kosmos und der Psyche und weiß sie in mathematischen Formeln und in logischen Definitionen festzu-

legen oder in Rhythmen und Melodien auf das Meer der Ewigkeit auszuschicken. Aber er hat einen geringen Sinn für die ganze Wirklichkeit eines Baumes, eines Vogels, eines Menschen, der für sich ein absolutes, unerschöpflich reiches, so geartetes Dasein einschließt. Und sehr selten vermag er schaffend Dinge, Gegenstände, Gestalten sichtbar, greifbar, fühlbar hinzustellen. Und so verläuft auch sein Leben selbst mehr in der Beziehung, als in dem Wesen: er opfert sich dem Nutzen hin, wenn er eine enge, er bringt sich einer Idee dar, wenn er eine weite Seele hat; niemals aber oder fast niemals lebt er mit den Dingen, sie geruhig pflegend und fördernd, liebreich zu der Welt und sicher in seinem Bestande. Es gibt jedoch ein Element, das all dies in gewisser Weise ersetzt, indem es der Seele des Juden einen Kern, eine Sicherheit, eine Substanz gibt, allerdings keine sensorische, objektive, sondern eine motorische, subjektive. Das ist das Pathos. Ich vermag es nicht zu analysieren, noch auch in eine Definition zu fassen. Es ist ein eingeborenes Eigentum, das sich einst mit allen anderen Qualitäten des Stammes aus dessen Orte und dessen Geschicken heraus gebildet hat. Will man es immerhin umschreiben, so darf man es vielleicht als das Wollen des Unmöglichen bezeichnen. Es streckt die Arme aus, das Schrankenlose zu umfangen. Es trägt eine schlechthin unerfüllbare Forderung, wie das Pathos Mose und der Propheten die Forderung der absoluten Gerechtigkeit, wie das Pathos Jesu und Pauli die Forderung der absoluten Liebe; oder eine schlechthin unerfüllbare Absicht, wie des Pathos Spinozas die Absicht, das Sein zu formulieren; oder ein schlechthin unerfüllbares Verlangen, wie das Pathos Philons und der Kabbala das Verlangen nach der Vermählung mit Gott, die im Sohar

„Siwwug“ genannt wird. So wird die Seele, die in den wirklichen Dingen keinen Boden finden kann, von ihrer Leere und Unfruchtbarkeit erlöst, indem sie in dem Unmöglichen Wurzel schlägt.

Kommt demnach die Kraft der jüdischen Mystik aus einer ursprünglichen Eigenschaft des Volkes, das sie erzeugt hat, so hat sich ihr des weiteren auch das Schicksal dieses Volkes eingeprägt. Das Wandern und das Martyrium der Juden haben ihre Seelen immer wieder in die Schwingungen der letzten Verzweiflung versetzt, aus denen so leicht der Blitz der Ekstase erwacht. Zugleich aber haben sie sie gehindert, den reinen Ausdruck der Ekstase auszubauen, und sie verleitet, Notwendiges, Erlebtes mit Überflüssigem, Aufgeklaubtem durcheinanderzuwerfen, und in dem Gefühle, das Eigene vor Pein nicht sagen zu können, am Fremden geschwätzig zu werden. So sind Schriften wie der „Sohar“, das Buch des Glanzes, entstanden, die ein Entzücken und ein Abscheu sind. Mitten unter rohen Anthropomorphismen, die durch die allegorische Ausdeutung nicht erträglicher werden, mitten unter öden und farblosen Spekulationen, die in einer verdunkelten, gespreizten Sprache einherstelzen, leuchten wieder und wieder Blicke der verschwiegenen Seelentiefen und Offenbarungen der letzten Geheimnisse auf. Das Pathos erniedrigt sich oft genug zur Rhetorik; diesem Sündenfall waren die Juden von jeher ausgesetzt, und nicht immer bloß die mittelmäßigen. Aber immer wieder macht sich das Pathos frei und ist reiner und größer als zuvor. Am größten, wenn es die Gefahr erkennt, die ihm vom Worte droht. Sich mitteilend, weil es nicht anders kann, fühlt es doch die Unzulänglichkeit aller Mitteilung, fühlt die Unaussprechlichkeit des Erlebnisses, und glüht auf in Angst, von der eigenen Rede geschändet zu werden. „Komm und schau!“ heißt

es im „Sohar“; „Denken ist der Anfang von allem, was ist; aber also seiend ist es in sich beschlossen und unbekannt . . . Das wirkliche Denken ist mit dem Nichts verbunden und löst sich nicht von ihm.“ Und als ein fremder Greis den Jüngern Simons ben Jochai, des legendären Urmeisters der Kabbala, die Unvergänglichkeit der Energie verkündet — „Nichts fällt ins Leere, auch nicht die Worte und die Stimme des Menschen; alles hat seinen Ort und seine Bestimmung“ —, da fahren sie vor ihm zurück, aber sie fürchten nicht für sich, sondern für ihn, der gesprochen hat; sie reden zu ihm: „O Greis, was hast du getan? Hätte es nicht besser getaugt, das Schweigen zu bewahren? Denn nun bist du davongetragen, ohne Segel und Mast, auf einem ungeheuern Meer. Wenn du aufsteigen wolltest, könntest du es nicht mehr, und im Niedersinken findest du den Abgrund ohne Boden.“

In der Zeit des Talmuds war die mystische Lehre noch ein Geheimnis, das man nur einem „Meister in Künsten und kundig des Flüsterns“ anvertrauen durfte, und von den Essäern wissen wir aus Josephus, wie sorgsam sie das Mysterium behüteten und die geheimen Schriften, die ihnen als uralt galten. Erst später greift die Lehre über das Gebiet der Sekte und der persönlichen Übergabe hinaus. Die erste uns erhaltene Schrift, das pythagoreisierende „Buch der Schöpfung“, ist wahrscheinlich zwichen dem siebenten und dem neunten Jahrhundert entstanden, und der „Sohar“ stammt — jedenfalls in seiner jetzigen Redaktion — aus dem Ende des dreizehnten; zwischen beiden liegt die Zeit der eigentlichen Entwicklung der Kabbala. Aber noch lange bleibt die Beschäftigung mit ihr auf enge Kreise beschränkt, mochte sie sich auch über Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland bis nach Ägypten und Palästina erstrecken. All die Zeit bleibt auch die Lehre

selbst dem Leben fremd: sie ist Theorie im neoplatonischen Sinn, Gottschauen, und verlangt nichts von der Wirklichkeit menschlichen Daseins; sie fordert nicht, daß man ihr nachlebe, sie hat keine Fühlung mit dem Handeln, das Reich der Wahl, das der späteren jüdischen Mystik, dem Chassidismus, alles bedeutete, ist ihr nicht unmittelbar lebendig; sie ist außermenschlich und berührt sich nur in der Betrachtung der Ekstase mit der seelischen Realität. Sie steht zwei anderen Mächten im Judentum gegenüber, der harten, allem persönlichen Leben feindlichen, um das „Gesetz" besorgten Strenggläubigkeit und dem von Aristoteles bestimmten, naturfernen Rationalismus, aber sie setzt dem Ethos der einen und dem des anderen kein eigenes entgegen, und so dringt ihr Sinn nicht ins Volk.

Erst in den letzten Zeiten dieser Epoche werden neue Kräfte offenbar. Die Vertreibung der Juden aus Spanien gab der Kabbala den großen messianischen Zug. Der einzige energische Versuch der Diaspora, im Exil eine kulturschaffende Gemeinschaft und eine Heimat im Geiste zu begründen, hatte in Trümmern und Verzweiflung geendet. Der alte Abgrund tat sich wieder auf, und aus ihm stieg wieder, wie immer, der alte Erlösungstraum empor, ragend und gebieterisch wie nie zuvor seit den Tagen der Römer. Die Sehnsucht brennt: das Absolute m u ß Wirklichkeit werden. Auch der Messianismus der Juden war von jeher ein Wollen des Unmöglichen. Die Kabbala konnte sich ihm nicht verschließen. Sie nannte das Reich Gottes auf Erden „die Welt der Vollendung". Sie nahm die Inbrunst des Volkes in sich auf. Und als sie es tat, zog sie im Volke ein, wie der Messias selbst in seiner Stadt.

Die um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnende neue Ära der jüdischen Mystik, die den ethisch-ekstatischen Akt des Einzelnen als Mitschaffen

an der Erlösung verkündet, wird durch Isaak Lurja eröffnet. Er, der hundert Jahre vor Locke lehrte, alles Seiende bestehe aus Substanz und Erscheinung und es sei keine objektive Erkenntnis gegeben, war in seinen Gedanken über die Emanation der Welt aus Gott und die demiurgischen Zwischenpotenzen fast durchaus von der älteren Kabbala abhängig; aber in seiner Darstellung der unmittelbaren Wirkung der Menschenseele, die sich läutert und vollendet, auf Gott und Welterlösung gibt er den alten Weisheiten eine neue Gestalt und eine neue Folge.

Schon im Talmud heißt es, der Messias werde kommen, wenn alle Seelen in das leibliche Leben eingetreten sein würden. Die Kabbalisten des Mittelalters glaubten zu erkennen, ob die Seele eines Menschen, der vor ihnen stand, aus der Welt des Ungeborenen in ihn niedergestiegen oder mitten in ihrer Wanderung bei ihm eingekehrt sei. Der Sohar und die spätere Kabbala bauten die Lehre aus, die wir bei Lurja endgiltig gefaßt finden. Es gibt danach zwei Formen der Metempsychose: den Kreisgang oder die Wanderung, Gilgul, und den Überschwung oder die Schwängerung, Ibbur. Gilgul ist das Eintreten von Seelen, die auf der Fahrt sind, in einen Menschen im Augenblicke seiner Zeugung oder Geburt. Aber auch ein bereits mit einer Seele begabter Mensch kann in irgend einem Moment seines Lebens eine oder mehrere Seelen empfangen, die sich mit seiner vereinigen, wenn sie mit ihr verwandt, das heißt, aus derselben Ausstrahlung des Urmenschen entstanden sind. Die Seele eines Toten verbindet sich der eines Lebenden, um ein unvollendetes Werk, das sie im Sterben lassen mußte, vollbringen zu können. Ein hoher abgeschiedener Geist steigt in ganzer Lichtfülle oder in einzelnen Strahlen zu einem unfertigen hinab, um bei ihm zu

wohnen und ihm zur Vollendung beizustehen. So wird Prophetie geboren. Oder zwei unvollkommene Seelen vereinigen sich, um einander zu ergänzen und zu läutern. Kommt über eine dieser Seelen Schwäche und Hilflosigkeit, dann wird die andere ihre Mutter, trägt sie in ihrem Schoße und nährt sie mit dem eigenen Wesen. Auf allen diesen Wegen vollzieht sich die Reinigung der Seelen von der Urtrübung und die Erlösung der Welt aus der ersten Verwirrung. Ist dieses getan, haben alle die Wegreise vollzogen, dann erst zerbricht die Zeit, und das Gottesreich hebt an. Als letzte steigt die Seele des Messias ins Leben herab. Durch ihn geschieht die Vergöttlichung der Welt.

Lurjas eigentümliche Tat ist, daß er diesen Weltprozeß auf die Haltung einiger Menschen stellen wollte. Er verkündete, eine unbedingte Lebensführung derer, die sich der Erlösung weihen, in Tauchbädern und Nachtwachen, in ekstatischer Betrachtung und absoluter Liebe gegen alles und alle, würde die Seelen gleichsam in einem Sturme läutern und das messianische Reich herbeirufen.

Das Grundgefühl, dessen ideelle Äußerung diese Lehre war, fand nahezu hundert Jahre später seinen elementaren Ausdruck in der großen messianischen Bewegung, die den Namen Sabbatai Zewis trägt. Sie war eine Entladung der unbekannten Volkskräfte und eine Offenbarung der verborgenen Wirklichkeit der Volksseele. Die scheinbar unmittelbaren Werte, das heile Leben und der Besitz, waren plötzlich schal und nichtswürdig geworden, und die Menge vermochte es, diesen zu verlassen wie ein überflüssiges Gerät und jenes nur noch mit leichter Hand zu halten wie ein Gewand, das dem Laufenden entgleitet und das er, wenn es ihn allzusehr hemmt, die Finger öffnend fahren läßt, um nackt und frei das Ziel zu ereilen. Der

vermeintlich von der Vernunft regierte Stamm entbrannte im Eifer um die Botschaft.

Auch diese Erhebung brach zusammen, jämmerlicher und entsetzlicher zugleich als irgend eine der früheren. Und nun verinnerlicht sich der Messianismus wieder. Das eigentliche Zeitalter der Mortifikation beginnt. Der Glaube, durch mystische Übung die oberen Welten zwingen zu können, dringt immer tiefer ins Volk ein. Um das Jahr 1700 vollzieht sich jener asketische Zug der Fünfzehnhundert in das heilige Land, der in Tod und Elend aufgeht. Aber auch Einzelne bereiten sich in rücksichtsloser Entäußerung. In Polen namentlich reift in vielen der Wille, sich und die Welt zu entsühnen. Manche von ihnen ziehen, da keine einzelne Kasteiung ihnen genugtun kann, auf die Wanderung, „in die Verbannung", wie sie es nennen, nehmen nirgends Speise oder Trank an, und wandern so, von ihrem Willen getragen, bis mit ihrer Kraft auch ihr Leben erlischt und sie auf fremdem Orte unter Fremden tot hinfallen.

Diese Märtyrer des Willens sind die Vorläufer der letzten und höchsten Entwicklung der jüdischen Mystik, des um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstandenen Chassidismus, der sie zugleich fortsetzte und widerlegte. Der Chassidismus ist die Ethos gewordene Kabbala. Aber das Leben, das er lehrt, ist nicht Askese, sondern Freude in Gott. Chassid bedeutet: der Fromme; aber der Chassidismus ist kein Pietismus. Er entbehrt aller Sentimentalität und Gefühlsostentation. Er nimmt das Jenseits ins Diesseits herüber und läßt es in ihm walten und es formen, wie die Seele den Körper formt. Sein Kern ist eine höchst gotterfüllte und höchst realistische Anleitung zur Ekstase, als zu dem Sinn und dem Gipfel des Daseins. Aber die Ekstase ist hier nicht, wie etwa bei der deutschen Mystik, ein „Ent-

werden" der Seele, sondern deren Entfaltung; nicht die sich beschränkende und entäußernde, sondern die sich vollendende Seele mündet in das Absolute. In der Askese schrumpft das geistige Wesen, die Neschama, zusammen, sie erschlafft, wird leer und trübe; nur in der Freude kann sie wachsen und sich erfüllen, bis sie, alles Mangels ledig, zum Göttlichen heranreift. Niemals hat eine Lehre das Gottfinden mit einer solchen Kraft und in einer solchen Reinheit auf das Selbstsein gestellt.

Wieder war es Polen, das sich schöpferisch erwies, und vor allem die steppenreiche Ebene der Ukraine. Polen hatte eine feste, durch die fremde, verachtende Umwelt in sich gestärkte jüdische Gemeinschaft, und zum erstenmal seit der spanischen Blüte entwickelte sich hier ein eigenes Leben in Werken und Werten, eine dürftige und gebrechliche aber selbständige Kultur. Waren so die Voraussetzungen für geistiges Wirken überhaupt gegeben, so konnte eine mystische Lehre doch nur auf dem Boden der Ukraine emporwachsen. Hier herrschte seit den kosakischen Judenmetzeleien unter Chmielnicki ein ähnlicher Zustand der tiefsten Unsicherheit und Verzweiflung, wie jener, der einst nach der Vertreibung aus Spanien die Kabbala verjüngte. Und dann war der Jude hier nicht, wie in den übrigen polnischen Ländern, ein Städter, der in dem engen rabbinischen Studium vertrocknete oder in der Atmosphäre der geschäftigen Masse verflachte, sondern zumeist ein Dörfler, einsamer und sich selbst näher, begrenzt im Wissen, aber ursprünglich im Glauben und stark in seinem Traume von Gott.

Der Begründer des Chassidismus war Israel aus Miedzyborz, der „Baal schem", das ist Meister des wunderwirkenden Gottesnamens, genannt wurde. Um ihn und seine Jünger spann sich eine farbenreiche und innige

Legende. Er war ein schlichter, wahrhaftiger Mann, unerschöpflich an Inbrunst und lenkender Gewalt.

Die Lehre des Baalschem ist uns sehr unvollkommen erhalten. Er selbst schrieb sie nicht nieder; und auch mündlich teilte er, wie er einmal sagte, nur das mit, was ihn wie ein allzu volles Gefäß überquellen machte. Unter seinen Schülern scheint er keinen als würdig erfunden zu haben, seinen Gedanken restlos aufzunehmen; ein Gebet von ihm wird überliefert: „Herr, dir ist bewußt und offenbar, wie vieles in mir an Erkennen und Vermögen ruht, und da ist kein Mensch, dem ich es kundtun könnte." Von dem aber, was er lehrte, scheint das meiste ganz unzulänglich niedergeschrieben worden zu sein, oft gänzlich entstellt. Beim Durchblicken einer solchen Niederschrift soll er einmal ausgerufen haben: „Hier ist nicht ein Wort, das ich gesagt hätte."

Dennoch ist der wirkliche Sinn seiner Grundlehren unverkennbar.

Gott, so lehrt der Baalschem, ist das Wesen jedes Dinges. Wer, ungeblendet vom Scheine, in das Wesen der Dinge schaut, der schaut Gott. Gott spricht nicht aus den Dingen, sondern er denkt in den Dingen; und so kann er nur mit der innersten Kraft der Seele empfangen werden. Ist diese Kraft freigemacht, dann ist es dem Menschen an jedem Orte und zu jeder Zeit gegeben, sich mit Gott zu vereinigen. Jede Handlung, die in sich geweiht ist, mag sie noch so niedrig und sinnlos erscheinen dem von außen Herankommenden, ist der Weg zum Herzen der Welt. In allen Dingen, auch in den scheinbar völlig toten, wohnen Funken des Lebens, die in die bereite Seele fallen. Was wir das Böse nennen, ist kein Wesen, sondern ein Mangel; es ist „Gottes Exil", die unterste Stufe des Guten, der Thron des Guten; es ist — in der Sprache

der alten Kabbala — die „Schale", die das Wesen der Dinge umgibt und verhüllt.

Es gibt kein Ding, das böse und der Liebe unwürdig wäre. Auch die Triebe des Menschen sind nicht böse; „je größer ein Mensch, desto größer ist sein Trieb"; aber der Reine und Geheiligte macht aus seinem Triebe „einen Wagen für Gott", er löst ihn von aller Schale ab und läßt seine Seele sich daran vollenden. Der Mensch soll seine Triebe in ihren Tiefen fühlen und sie besitzen. „Er soll den Stolz lernen und nicht stolz sein, den Zorn kennen und nicht zürnen. Der Mensch vermag sich mit allen Wonnen zu kasteien. Er vermag zu blicken nach welchem Orte er will und sich nicht über seine vier Ellen hinaus zu verlieren; Worten des Scherzes zu lauschen und sich zu betrüben. Und so geschieht es, daß er hier sitzt und sein Herz ist oben, er ißt und vergnügt sich in dieser Welt und genießt aus der Welt der geistigen Seligkeit." Das Schicksal des Menschen ist nur der Ausdruck seiner Seele: wessen Gedanken an unreinen Dingen umherstreifen, erlebt Unreines, wer sich ins Heilige versenkt, erfährt das Heil. Des Menschen Denken ist sein Sein: wer an die obere Welt denkt, ist in ihr. Alles äußere Gesetz ist nur ein Aufstieg zum inneren; der letzte Zweck des Einzelnen ist, selbst ein Gesetz zu werden. In Wahrheit ist die obere Welt kein Außen, sondern ein Innen; es ist „die Welt des Gedankens".

Ist demnach das Leben des Menschen in jedem Punkte und in jeder Tätigkeit dem Absoluten geöffnet, so soll er es auch in Weihe leben. Jeder Morgen ist eine neue Berufung. „Er erhebe sich eilend und in Eifer von seinem Schlafe, denn er ist geheiligt und ein anderer Mensch worden und ist würdig zu erzeugen und ist wie Gott, der die Welten erzeugt." Auf allen Wegen findet der Mensch Gott,

und alle Wege sind voll der Einung. Aber der reinste und vollkommene ist der Weg des Gebetes. Wer in seinem Feuer betet, in dessen Kehle redet Gott selbst das innere Wort. Dieses ist das Erlebnis; das äußere Wort ist nur sein Gewand. „Wie von brennenden Hölzern der Rauch emporsteigt, aber die schweren Teile am Boden haften und zu Asche werden, so steigt vom Gebete nur der Wille und die Inbrunst empor, aber die äußeren Worte zerfallen zu Asche.“ Je höher die Inbrunst, je gewaltiger die Intentionskraft, Kawwana, desto unbedingter ist die Vereinigung. „Es ist eine große Gnade von Gott, daß der Mensch nach dem Gebete am Leben bleibt, denn nach der Natur müßte er sterben, weil er seine Kraft begraben und in sein Gebet eingetan hat, wegen der Kawwana, die er hegt ... Er denke vor dem Gebete, daß er bereit ist zu sterben um der Kawwana willen.“ Aber das Gebet soll nicht in Pein und Buße, sondern in großer Freude geschehen. Freude allein ist wahrhafter Gottesdienst.

Die Lehre des Baalschem fand bald Eingang im Volke, das ihrer Idee nicht gewachsen war, aber ihr Gottesgefühl mitschwingend empfing. Die Frömmigkeit dieses Volkes hatte von jeher einen Hang zum mystisch Unmittelbaren; sie nahm die neue Botschaft auf wie einen erhobenen Ausdruck ihrer selbst. Die Verkündigung der Freude in Gott wirkte nach einem Jahrtausend freudenbarer, freudenfeindlicher Gesetzesherrschaft wie eine Befreiung. Dazu kam, daß das Volk sich bisher einer durchaus unfruchtbaren, wirklichkeitsfremden, tatenlosen, aber nie angezweifelten „geistigen Aristokratie“ von Talmudgelehrten gegenüber gesehen hatte. Nun wurde es mit einem Schlage von diesem Gegensatz erlöst und auf den eigenen Wert gestellt. Nun wurde ihm gesagt, nicht das Wissen

entscheide über den Rang eines Menschen, sondern die Reinheit und Weihe seiner Seele, das ist: seine Gottnähe. Die neue Lehre kam wie eine Offenbarung dessen, was man bisher nicht zu ahnen wagte. Sie wurde wie eine Offenbarung aufgenommen.

Natürlich sagte die Orthodoxie der neuen Ketzerei, der Chassidut, den Krieg an und führte ihn mit allen Mitteln, Bannspruch, Synagogenschließung und Bücherverbrennung, Gefangennahme und öffentlicher Mißhandlung der Führer, schrak auch vor Denunziationen an die Regierung nicht zurück. Dennoch konnte hier der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein: die religiöse Starrheit konnte der religiösen Erneuerung nicht standhalten. Ein gefährlicherer Gegner erstand dieser später in der Haskala, der jüdischen Aufklärungsbewegung, die im Namen des Wissens, der Zivilisation und Europas gegen den „Aberglauben" auftrat. Aber auch sie, die die Gottessehnsucht des Volkes widerlegen wollte, hätte der Bewegung, die diese Sehnsucht stillte, nicht ein Fußbreit Bodens abzuringen vermocht, wenn nicht im Chassidismus selbst eine Zersetzung begonnen hätte, die ihn zu der Entartung brachte, in die er heute versenkt ist. Ihre erste Ursache bestand darin, daß der Chassidismus auch nach außenhin eine Forderung des Unmöglichen war: daß er vom Volke eine seelische Intensität und Sammlung verlangte, die es nicht besaß. Er gab ihm die Erlösung, aber um einen Preis, den es nicht zahlen konnte. Als die Brücke zu Gott wies er eine Reinheit und Geklärtheit des Blickes, eine Spannung und Konzentration des geistigen Lebens, deren immer nur wenige fähig sind; er aber sprach zu vielen. Und so entstand aus der Seelennot des Volkes eine Institution von Mittlern, welche Zaddikim, das ist Gerechte, genannt wurden. Die Theorie des Mittlers, der in beiden Welten

lebt und das Bindeglied zwischen ihnen ist, durch den das Gebet emporgetragen und der Segen herabgebracht wird, entwickelte sich immer üppiger und überwucherte zuletzt alle andere Lehre. Der Zaddik machte die chassidische Gemeinde reicher an Gottessicherheit, aber unendlich ärmer an dem einzig Wertvollen: dem eigenen Suchen und Eifern. Dazu kam der wachsende äußere Mißbrauch. Zuerst wurden nur wirklich Würdige, meist Schüler und Schülers-Schüler des Baalschem, zu Zaddikim erhoben. Aber weil der Zaddik von seiner Gemeinde reichlichen Lebensunterhalt bekam, um sich ganz seinem Dienste ergeben zu können, drängten sich bald niedrige Menschen zur Pfründe, und weil sie nichts anderes bieten konnten, verschafften sie sich durch allerlei Wundertuerei ein Anrecht. Allmählich entstanden richtige Dynastien von Zaddikim. Mochte deren Prachtliebe auch zuweilen der Größe nicht ermangeln, so riß doch gleichzeitig eine Gaukelei und Heuchelei ein, die die Reineren abstieß, die Bestimmbaren erniedrigte und die dunkelste Menge herbeizog. So artete der Chassidismus zuletzt in wüstes Sektenwesen aus.

RABBI NACHMAN VON BRATZLAW

ON EINER TIEFEN TRAGIK ist die Zeit der beginnenden Entartung des Chassidismus getragen. Da stehen Männer auf, die den Verfall kommen sehen und ihn aufhalten wollen, aber sie vermögen es nicht. Von denen, die abseits vom Zaddikglauben den reinen Gedanken der Lehre wiederherzustellen versuchen, sei der große Denker Schneor Salman genannt, der die pantheistischen Elemente der chassidischen Idee zu einem System von monumentaler Kraft und Einheit ausgestaltete. Aber es konnte nicht so volkstümlich werden, daß es der Zersetzung in Wahrheit entgegengewirkt hätte. Neben ihm und den ihm Nacheifernden jedoch gab es auch solche, die die Verkehrtheiten des Zaddiktums wohl erkannten, aber es nicht vernichten sondern heilen wollten, indem sie an Stelle des leeren und verlogenen Wundertuers den geweihten und in der Hingabe lebenden Mittler forderten. Diese zerbrachen an der Kleinheit der Menschen. Wie die Propheten Israels, so waren auch diese seine späten Söhne keine Reformer, sondern Revolutionäre; sie forderten nicht das Bessere, sondern das Unbedingte; sie wollten nicht erziehen, sondern erlösen. Unter ihnen der Größte, der Reinste, der Tragischste ist Rabbi Nachman ben Ssimcha, der nach dem Hauptorte seines Wirkens Rabbi Nachman von Bratzlaw genannt wird. Er sann darauf, „der Krone den alten Glanz wiederzugeben". Der Zorn wider die Tempelschänder brannte in ihm: „Dem bösen Geiste," pflegte er zu sagen, „kommt es schwer an, sich mit der ganzen Welt zu mühen, um sie vom wahren Wege abzuleiten; darum setzt er einen Zaddik da-

hin und einen Zaddik dorthin.“ Er wollte nicht „ein Führer sein wie die Führer, zu denen die Frommen fahren und wissen nicht, warum sie fahren“. Er hatte einen großen Traum vom Zaddik, der „die Seele des Volkes“ ist. Diesem Traum opferte er alles Glück und alle Hoffnung seines persönlichen Lebens hin. In ihn legte er all sein Ringen und alle seine Gewalten. Um seiner willen verlor er seine liebsten Menschen. Durch ihn war er arm und von Feinden umgeben bis an sein Ende. Aus ihm fand er, jung und vor dem Vollbringen, seinen Tod. Und weil er so ganz in seinem Traume lebte, verschmähte er es, seine Lehre niederzuschreiben, also daß wir, wie von dem ersten Meister des Chassidismus, so von dem letzten keine wahrhafte und unmittelbare Botschaft besitzen und uns nur aus den fragmentarischen und offenbar entstellenden Berichten seiner Schüler, die mit geringem Verständnis seine Reden, Gespräche und Erzählungen aufzeichneten und sein Leben schilderten, nach mancherlei Ausscheidung, Vergleichung und Ergänzung ein recht unvollständiges Bild seiner Wirklichkeit zu machen vermögen.

Rabbi Nachman war ein Urenkel des Baalschem und wurde in der Stadt des Baalschem, Miedzyborz, geboren. Seine Kindheit wird als ein angespanntes Suchen und Streiten geschildert. Er achtete des Gebotes nicht, in Freude zu dienen, quälte sich ab, fastete und mied die Ruhe, um der Gesichte teilhaftig zu werden. Die Tradition des ekstatischen Lebens, die in seinem Hause mächtig war, beherrschte den Knaben, und er konnte den langsamen, schweren, von Tag und Nacht gegliederten, von den Geschäften der Stunde bestimmten Gang des Daseins nicht ertragen. Auch der Gottesdienst der Gemeinde brachte ihm keine Offenbarung. Durch das wohl von der alten Starrheit gelöste, aber

in freierer Form weiterbestehende hebräische Ritual der Chassidim fühlte er sich wie gefesselt im Angesichte Gottes. So lief er in den Nächten an irgend einen menschenleeren Ort und redete zu Gott in der Volkssprache, in jenem zärtlich derben, schwermütigen und bitteren Idiom, das der Europäer Jargon nennt. Aber Gott antwortete ihm nicht. Da schien es ihm, „man achte seiner nicht, ja man entferne ihn vom Dienste, man wolle ihn ganz und gar nicht", und der Sturm der Verzweiflung kam über ihn und schüttelte ihn, bis an der tiefsten Verzweiflung die Ekstase sich entzündete und der Knabe die ersten Schauer der Verzückung empfand. Er selbst erzählte einmal in späten Jahren von einem solchen Erlebnis. Er hatte den Sabbat in großer Weihe empfangen wollen, war nach Mitternacht in das Tauchbad gegangen und hatte sich in Bereitschaft der Seele zur Heiligung in das Wasser getaucht. Dann war er nach Hause gekehrt und hatte die Sabbatkleider angetan. So ging er nun in das Bethaus und wandelte in dem einsamen, dunkeln Raume hin und her, alle Kräfte gespannt im Willen, die obere Seele, die am Sabbat in den Menschen hinabsteigt, zu empfangen. Und er band alle Sinne in einen und ballte alle Wucht seines Mutes zusammen, um etwas zu schauen, denn nun mußte ihm die Offenbarung werden. Aber er sah nichts. Er wollte vergehen um zu schauen, aber er sah nichts. Indessen kamen die ersten Beter in das Haus und begaben sich an ihre Plätze und begannen das Hohelied zu sprechen, ohne den Knaben zu bemerken. Da kroch er an einen Betständer und legte sich unter den Ständer hin und lehnte den Kopf an dessen Fuß, und die Tränen kamen ihm. So weinte er ganz leise, ohne innezuhalten und ohne aufzuschauen, Stunden und Stunden, bis seine Augen geschwollen waren von dem vielen Weinen und der

Abend anbrach. Da öffnete er die Augen, die das Weinen geschlossen hatte, und die Kerzenflammen des Bethauses schlugen ihm entgegen wie ein großes Licht, und seine Seele wurde ruhig an dem Lichte. So litt er oft um Gott und wollte nicht ablassen. Aber vor den Leuten hielt er sein Leben und seinen Willen geheim; er stellte allerlei Listen an, um sein Fasten zu verbergen, und wenn er auf die Straße ging, trieb er alle Art von Kindereien, Scherze und Streiche, wie jener giullare di Dio, der große Franziskanerdichter Jacopone da Todi, bis es keinem Menschen in den Sinn kam, daß es den Knaben nach Gottes Dienste verlangte. Aber das Joch des Dienstes war ihm nicht immer leicht: er hatte ein fröhliches, starkes Gemüt und einen frischen Sinn für die Schönheit der Welt. Erst später gelang es ihm, gerade darauf die Weihe zu stellen und in Freude zu dienen. Damals aber schien ihm die Welt noch ein Außen, das ihn hinderte, zu Gott zu kommen. Um im Kampfe zu bestehen, dachte er an jedem Morgen, nur dieser eine Tag sei ihm noch gegeben; und in der Nacht lief er auf das Grab des Urgroßvaters, daß er ihm beistehe. So flossen die Jahre dieser Kindheit dahin.

Mit vierzehn Jahren wurde er dem Brauche der damaligen Judenheit gemäß verheiratet und ließ sich in dem Dorfe nieder, wo sein Schwiegervater wohnte. Hier kam er zum ersten Male der Natur nahe, und sie griff ihm ans innere Herz. Den Juden, der nach einer in der Enge der Stadt verlebten Kindheit in Jünglingsjahren in das freie Land hinauskommt, erfaßt eine namenlose, dem Nichtjuden unbekannte Gewalt. Ihm hat eine tausend Jahre lange Vererbung der Naturfremdheit die Seele in Banden gehalten. Und nun ihn, wie in einem zauberhaften Reiche, statt des graugelben Tones der Gasse Waldgrün und Waldblüte umgibt,

stürzen auf einmal die Mauern seines Geistesghettos nieder, die die Macht des Vegetativen berührt hat. Selten hat sich dieses Erleben in so eindringlichem Einflusse kundgegeben, wie bei Nachman. Der Hang zur Askese weicht von ihm, der innere Streit endet, er braucht sich um die Offenbarung nicht mehr zu mühen, leicht und froh findet er seinen Gott in allen Dingen. Das Boot, auf dem er, des Ruderns unkundig aber vertrauensvoll, auf den Fluß hinausfährt, führt ihn zu Gott, dessen Stimme er im Schilfe hört; und das Pferd, das ihn, ihm zu seinem Staunen gehorchend, in den Wald trägt, bringt ihn Gott näher, der von allen Bäumen ihn anblickt und mit dem jedes Kraut auf du und du ist. In allen Berghängen und in allen versteckten kleinen Tälern der Gegend ist er heimisch, und jedes ist ihm eine andere Art, zu Gott zu kommen. Damals bildete sich in ihm die Lehre von dem Dienste in der Natur aus, die er später immer wieder und in immer neuem Preise seinen Schülern verkündete. „Wenn der Mensch gewürdigt wird," redete er zu ihnen, „die Gesänge der Kräuter zu vernehmen, wie jedes Kraut sein Lied zu Gott spricht ohne alles fremde Wollen und Denken, wie schön und süß ist es, ihr Singen zu hören. Und daher ist es gar gut, in ihrer Mitte Gott zu dienen in einsamem Wandeln über das Feld hin zwischen den Gewächsen der Erde und seine Rede auszuschütten vor Gott in Wahrhaftigkeit. Alle Rede des Feldes geht dann in deine ein und steigert ihre Kraft. Du trinkst mit jedem Atemzuge die Lüfte des Paradieses, und kehrst du heim, ist die Welt erneuert in deinen Augen." Die Liebe zu allem Lebendigen und Wachsenden war innig stark in ihm. Als er einmal, in der letzten Zeit seines Lebens, in einem Hause schlief, das aus jungen Bäumen gebaut war, träumte es ihm, er liege inmitten von Toten. Am Morgen klagte er

es dem Besitzer und klagte ihn an. „Denn wenn man einen Baum abhaut vor seiner Zeit, ist es, als ob man eine Seele gemordet hätte."

Von dem Dorfe kam er in ein Städtchen, wo er den einen und den anderen in der chassidischen Lehre zu unterweisen und unter den Frommen bekannt zu werden begann. Die Versuchung, wie die Zaddikim der Zeit zu sein und in Ruhm, Gewinn und Eitelkeit zu leben, trat an ihn heran, aber er widerstand ihr. Der Niedergang des Chassidismus bedrückte seine Seele. Er vermißte den Fortgang der Lehre; die Fackel, die von Hand zu Hand gehen sollte, war in müßigen Fingern erloschen. So stieg Nachman aus der Trauer der Wille auf, die Überlieferung zu erneuern und aus ihr „ein Ding zu machen, das ewigen Bestand hat". Was die Kabbala nie gewesen war, sollte werden: die Lehre sollte von Mund zu Ohr gehen und wieder von Mund zu Ohr, sich stetig aus dem Reich der noch ungeborenen Worte erweiternd, getragen von einer unaufhörlich sich ergänzenden Schar der Boten, in jedem Geschlechte die Geister erweckend, die Welt verjüngend, „die Wildnis der Herzen in eine Wohnstätte Gottes wandelnd". Aber er erkannte, daß er zu solchem Lehren die Kraft nicht aus den Büchern, sondern nur aus wirklichem Leben mit den Menschen und in ihnen schöpfen konnte. So näherte er sich dem Volke, nahm all sein Leid und seine Sehnsucht in sich auf, mochte ganz mit ihm zusammenwachsen. „Im Anfange," erzählte er später, „begehrte ich von Gott, daß ich den Schmerz und die Nöte Israels leiden möge. Denn zuzeiten kam einer zu mir und sagte mir seinen Schmerz, und ich litt den Schmerz nicht. Und ich betete, daß ich den Schmerz Israels leide. Jetzt aber, wenn mir einer seinen Schmerz sagt, fühle ich seinen Schmerz mehr als er. Denn er kann andere Gedanken denken

und den Schmerz vergessen, ich aber nicht.“ So lebte er mit dem Volke, wie der Baalschem und seine Jünger es getan hatten, und fand in ihm seine Weihe.

Aber bevor er viele zu lehren begann, wollte er den Segen des heiligen Landes empfangen, des Schicksalslandes, das das Herz der Welt und der Gesang der Erde ist. Er wollte die Gräber Simons ben Jochai und Isaak Lurjas schauen und die Stimmen hören, die über der Stätte der Propheten schweben. Der Baalschem hatte nicht nach Palästina kommen können; Zeichen und Erscheinungen hatten ihn, wie die Legende erzählt, knapp vor dem Ziele umkehren heißen. Rabbi Nachman kam schon die Abreise schwer an; er war arm und wußte sich keine Hilfe, als seinen Hausstand aufzugeben, Frau und Kinder in Dienst oder in barmherzige Pflege zu Fremden zu tun und alles Gerät seiner Wohnung zu verkaufen, um die Kosten der Fahrt aufzubringen; doch erleichterten ihm die Frommen der Gegend, die von seinem Entschlusse hörten, die Ausführung, indem sie eine Geldsumme zusammenschossen und ihm übergaben. Die Seinen baten ihn, von der Reise abzulassen; aber er sagte immer nur: „Mein größerer Teil ist schon dort.“ So trat er mit einem der Frommen, der ihn zu bedienen sich erbötig machte, 1798 die Fahrt an. Einer seiner Schüler hat sie später in naiver und rührender Weise beschrieben. Wie der Rabbi keinem der Mitreisenden seinen Namen sagen will, wie er in Stambul, um sich an der Schwelle des heiligen Landes zu demütigen, barfuß, ohne Gurt und Oberkleid auf der Straße umhergeht, wie er des „Franzosenkrieges“ (des ägyptischen Feldzuges) wegen lange in Stambul zurückgehalten wird, wie dann auf dem Meere ein Sturm sein Schiff überfällt, wie die Araber ihn für einen französischen Spion halten und nicht ans Land lassen wollen, wie er endlich doch den Boden

Palästinas betritt und vor großer Freude „seine Seele von sich werfen“ will, wie dann aber in der Höhle des Propheten Elijah eine große Schwermut ihn überkommt, all dies wird uns in einem abenteuerlich farbigen, glaubensvoll innigen Tone erzählt. Von dieser Reise an datierte Nachman sein eigentliches Leben. „Alles, was ich vor Erez Israel (dem Lande Israel) wußte, ist gar nichts,“ pflegte er zu sagen und verbot, irgend eine seiner früheren Lehren niedergeschrieben zu erhalten. Palästina wurde für ihn eine Vision, die ihn nicht verließ; „mein Ort,“ sagte er, „ist nur Erez Israel, und wohin ich auch fahre, ich fahre nach Erez Israel.“ Und noch in späten Tagen der Krankheit und Müdigkeit versicherte er: „Ich lebe nur noch davon, daß ich in Erez Israel war.“

Bald nach seiner Rückkehr ließ er sich in Bratzlaw nieder. Aber schon bevor er hinkam, hatten einige Zaddikim, die ihn seiner Anschauungen wegen haßten, einen heftigen Kampf gegen ihn entfacht, der bis an sein Lebensende dauerte und die wildesten Feindseligkeiten erzeugte; auch nach seinem Tode bekriegten die Gemeinden der anderen die seine und wollten von keinem Frieden wissen. Er selbst wunderte sich über den Streit nicht. „Wie sollen sie nicht wider uns streiten?“ sagte er oft. „Wir sind gar nicht von der Welt des Jetzt, und deshalb kann uns die Welt nicht ertragen.“ Es fiel ihm nicht ein, die Feindschaft zu erwidern. „Die ganze Welt ist voll des Streites, jedes Land und jede Stadt und jedes Haus. Aber wer in sein Herz aufnimmt die Wirklichkeit, daß der Mensch an jedem Tage stirbt, denn er muß jeden Tag ein Stück von sich seinem Tode abgeben, wie soll der noch seine Tage mit Streit verbringen können?“ Er wurde nicht müde, in seinen Widersachern Gutes zu finden und sie zu rechtfertigen. „Bin ich es denn,“ fragt er, „den sie

hassen? Sie haben sich einen Menschen ausgeschnitzt und streiten wider ihn." Und er wiederholte das Gleichnis des Baalschem: Einmal standen Spielleute da und spielten, und eine große Schar bewegte sich im Reigen nach der Stimme der Musik. Da kam ein Tauber heran, der nichts von Tanz und Klängen wußte, und verwunderte sich und dachte in seinem Herzen: „Wie närrisch sind doch diese Menschen: die einen schlagen mit ihren Fingern an allerlei Geräte und die andern drehen sich hin und her." So rechtfertigte Rabbi Nachman seine Feinde. Ja, er sah ihren Zorn und ihr Wüten als einen Segen an: „Alle Worte des Lästerns und aller Grimm der Feindschaft wider den Echten und Schweigsamen sind wie Steine, die gegen ihn geworfen werden, und er baut aus ihnen sein Haus."

In Bratzlaw begann er viele zu lehren und viele versammelten sich um ihn. Das Lehren war für ihn ein Mysterium und sein eigenes Tun voll des Geheimnisses. Die Mitteilung war ihm nicht ein gewöhnlicher Vorgang, über den man nicht nachzusinnen braucht, weil er einem so sehr vertraut und geläufig ist, sondern seltsam und wunderbar wie etwas Neuerschaffenes. Man fühlt sein Staunen über den Weg des Wortes, wenn er sagt: „Das Wort bewegt eine Luft und diese die nächste, bis es zum Menschen gelangt, der empfängt das Wort des Genossen und empfängt seine Seele darin und wird darin erweckt." Das Wort, das nur einen Sinneseindruck rasch und unzulänglich hersagt, verschmäht er, und die Frommen, „die sogleich kundgeben, was sie sehen, und können es nicht festhalten", gelten ihm weniger als jene, „deren Wurzel in der Weite ist und die bei sich fassen können, was sie sehen". Aber das Wort, das aus dem Seelengrunde aufsteigt als die organische Ausformung eines reichen und tiefen Erlebens, ist ihm ein hohes Ding, in seiner

wirkenden Lebendigkeit nicht mehr das Werk der Seele, sondern die Seele selbst. Er sagt kein Wort der Belehrung, das nicht durch vieles Leiden gegangen ist; jedes ist „in Tränen gewaschen". Das Wort bildet sich spät in ihm; die Lehre ist bei ihm zuerst Erlebnis und wird dann erst Gedanke, das ist Wort; „ich habe in mir," sagte er, „Lehren ohne Kleider, und es ist mir gar schwer, bis sie sich einkleiden." Immer ist in ihm eine Bangigkeit des Wortes, die ihm die Kehle zusammenpreßt, und bevor er das erste Wort einer Lehre spricht, scheint es ihm, als müsse seine Seele ausgehen. Erst das Wirken seiner Worte beruhigt ihn. Er betrachtet es und verwundert sich darüber: „Zuweilen gehen meine Worte wie ein Schweigen in den Hörenden ein und ruhen in ihm und wirken spät, wie langsame Arzenei; zuweilen wirken meine Worte erst gar nicht in dem Menschen, dem ich sie sage, aber wenn er sie dann zu einem anderen spricht, kehren sie zu ihm zurück und gehen in sein Herz ein in große Tiefe und tun ihr Werk in Vollkommenheit". Dieses zweite Grundverhältnis, das Empfangen von dem eigenen Worte, das namentlich für den Juden und seine motorische Anlage charakteristisch ist, scheint Rabbi Nachman auch an sich selbst erlebt zu haben; er stellt es einmal im Bilde des Lichtreflexes dar: „Wenn einer zu seinem Gefährten redet, entsteht ein einfaches Licht und ein wiederkehrendes Licht. Mitunter aber geschieht es, daß dieses ohne jenes wird, denn manchmal empfängt sein Gefährte nicht von ihm, er aber empfängt Erweckung von seinem Gefährten, wenn durch den Schlag der Worte, die aus seinem Munde gingen, das Licht zu ihm zurückkehrt und er erweckt wird." Das Entscheidende jedoch ist für Nachman, seiner Auffassung des Wortes gemäß, nicht die Wirkung auf den Sprechenden, sondern die auf den

Hörenden. Diese Wirkung gipfelt darin, daß das Verhältnis sich wandelt und der Hörende zum Sprechenden wird, ja sogar so, daß er das Letzte und Absolute ausspricht: die Seele des Schülers soll so in ihren Tiefen erweckt und berufen werden, daß aus ihr und nicht aus der des Meisters das Wort geboren wird, das den obersten Sinn der Lehre kündet und so das Gespräch in sich erfüllt. „Wenn ich mit einem zu reden beginne, will ich von ihm die höchsten Worte hören." So ist die Lehrweise des Rabbi Nachman ein eigentümliches Gegenstück zur sokratischen Maieutik.

Er war fünf Jahre in Bratzlaw, als er der Schwindsucht verfiel, wohl unter dem Einfluß der Kämpfe und Verfolgungen, von denen er in der Seele unberührt blieb, denen er aber im Körper nicht standhalten konnte. Es wurde ihm bald offenbar, daß er sterben müsse, aber sein Tod war nie ein Ding der Angst und überhaupt kein erhebliches Ereignis für ihn gewesen. „Wer das wahre Wissen erlangt, das Gottwissen, dem ist keine Scheidung zwischen Leben und Tod, denn er hangt an Gott und umfaßt ihn und lebt das ewige Leben wie Gott allein." Er empfand den Tod vielmehr als ein Aufsteigen zu einem neuen Stadium der großen Wanderung, zu einer vollkommeneren Form des Gesamtlebens, und weil er glaubte, in diesem Menschenkörper zu keiner höheren Stufe der Vollendung mehr kommen zu können, als die, die er erreicht hatte, sehnte er sich nach dem Sterben und nach der dunkeln Schwelle. „Ich möchte schon gern das Hemdlein ausziehen," sagte er zu seinen Schülern in dem letzten Jahre, „denn ich kann es nicht ertragen, auf einer Stufe stehen zu bleiben." Als er nun erkannte, daß der Tod ihm nahe kam, wollte er nicht mehr in Bratzlaw bleiben, wo er gelehrt und gewirkt hatte, sondern beschloß nach Uman zu übersie-

deln, um dort zu sterben und dort begraben zu werden. In Uman waren wenige Jahre vor seiner Geburt, 1768, die Banden der Hajdamaken eingedrungen, denen die von den Juden und den Polen gemeinsam verteidigte Festung durch Hinterlist und Verrat zugefallen war, hatten die ganze Judenschaft hingemordet und die Leichen in Haufen über die Stadtmauer geworfen. Es war Rabbi Nachmans Glaube, eine Folge seiner von Lurja übernommenen und weiter ausgebildeten Seelenwanderungslehre, daß von den vielen Tausenden, die zu Uman vor ihrer Zeit erschlagen worden waren, eine große Schar von Seelen an den Ort ihres Todes gebunden sei und nicht emporsteigen könne, bis eine Seele zu ihnen käme, der die Macht gegeben sei, sie zu heben; er fühlte in sich die Berufung, die Harrenden zu erlösen, und wollte daher an ihrer Stätte sterben und sein Grab neben dem ihren haben, daß über den Gräbern das Werk sich vollziehe. Als er nach Uman kam, wohnte er in einem Hause, dessen Fenster auf den Friedhof, „das Haus des Lebens", wie die Juden ihn nennen, gingen; da stand er oft im Fenster und sah voll Freude auf den Gräbergarten nieder. Manchmal befiel ihn eine Schwermut, aber nicht vor dem Sterben, sondern ob der Arbeit seines Lebens, die die Frucht nicht trug, die er geträumt hatte. Er dachte, ob er nicht besser daran getan hätte, die Welt von sich zu entfernen und abzuwerfen und sich einen Ort zu erwählen, um da allein zu sitzen, daß das Joch der Welt nicht auf ihm sei. Wenn er einst nicht begonnen hätte mit dem Führen von Menschen, meinte er da, hätte er vielleicht seine Vollendung erreicht und seine wahre Tat getan. Das Lehren und Erziehen, das er so verherrlicht hatte, schien ihm in solchen Augenblicken wie ein Unrecht, fast wie eine Sünde. Denn das Wesen des Dienstes in jedem Dinge sei doch, daß

der Mensch seiner Wahl gelassen werde, daß das Ding auf seiner Einsicht bleibe und kein Gebot ihm gegeben sei und ihm nicht befohlen werde, so zu tun, sondern daß er tue nach seiner Wahl. Auch schien es ihm da, daß er wenig gewirkt hätte, und er empfand, wie schwer es sei, einen Menschen frei zu machen. Es sei schwerer, einem Gerechten, solange er noch im Körper ist, beim Dienste zu helfen und ihn zu erheben, als tausend Tausenden von Bösen, die schon im Geiste sind, zu helfen und sie zu erheben, das ist ihre Seelen zu erlösen; denn bei einem Herrn der Wahl sei es gar schwer, etwas zu erwirken. In den letzten Tagen aber fiel alle Sorge und Bekümmerung von ihm ab. Er bereitete sich und lebte schon im Absoluten. „Siehe," sagte er einmal, „uns entgegen kommt ein gar großer und erhabener Berg. Aber ich weiß nicht: gehen wir zum Berge, oder geht der Berg zu uns?" So starb er im Frieden. Ein Schüler schreibt: „Das Angesicht des Toten war wie das Angesicht des Lebenden, da er in seiner Stube umherging und dachte."

Rabbi Nachman hatte sein Werk nicht gewirkt. Er war der Zaddik gewesen, den er meinte: „die Seele des Volkes". Aber das Volk war nicht sein geworden. Er hatte den Niedergang der Lehre nicht aufhalten können. Sie war die Blüte der Exilseele; sie verdarb aber auch am Exil. Die Juden waren nicht stark und nicht rein genug, sie zu bewahren. Es ist uns nicht gegeben zu wissen, ob ihr eine Auferstehung gewährt ist. Aber das innere Schicksal des Judentums scheint mir daran zu hangen, ob — gleichviel, in dieser Gestalt oder einer anderen — sein Pathos wieder zur Tat wird.

WORTE DES RABBI NACHMAN

DIE WELT

Die Welt ist wie ein kreisender Würfel, und alles kehrt sich, und es wandelt sich der Mensch zum Engel und der Engel zum Menschen und das Haupt zum Fuß und der Fuß zum Haupt, so kehren sich und kreisen alle Dinge und wandeln sich, dieses in jenes und jenes in dieses, das oberste zu unterst und das unterste zu oberst. Denn in der Wurzel ist alles eines, und in dem Wandel und dem Wiederkehren der Dinge ist die Erlösung beschlossen.

*

WELTSCHAUEN

Wie die Hand, vors Auge gehalten, den größten Berg verdeckt, so deckt das kleine irdische Leben dem Blick die ungeheuern Lichter und Geheimnisse, deren die Welt voll ist, und wer es vor seinen Augen wegziehen kann, wie man eine Hand wegzieht, der schaut das große Leuchten des Welteninnern.

*

GOTT UND MENSCH

Alle Nöte des Menschen kommen aus ihm selbst, denn das Licht Gottes ergießt sich ewig über ihn, aber der Mensch macht sich durch sein allzu körperliches Leben einen Schatten, also daß das Licht Gottes nicht zu ihm gelangen kann.

*

GLAUBE

Glaube ist ein gar starkes Ding, und durch den Glauben und die Einfalt ohne alles Klügeln wird einer gewürdigt, zur Stufe der Gnade zu kommen, die höher ist sogar als die heilige Weisheit: ihm wird überreiche und mächtige Gnade in Gott beschieden in sehr seligem Schweigen, bis er die Gewalt des Schweigens nicht mehr tragen kann und aufschreit aus der Fülle seiner Seele.

*

DAS GEBET

Es schreie ein jeder zu Gott und erhebe sein Herz zu ihm, als hinge er an einem Haare und der Sturmwind brauste bis zum Herzen des Himmels, bis daß er nicht wüßte, was er tun solle, und beinahe keine Zeit mehr hätte zu schreien. Und in Wahrheit ist ihm kein Rat und keine Zuflucht als einsam zu werden und seine Augen und sein Herz zu Gott zu erheben und zu ihm zu schreien. Und dieses tue man zu jeder Zeit; denn der Mensch ist in der Welt in großer Gefahr.

*

ZWEI SPRACHEN

Es gibt Menschen, die die Worte des Gebetes zu sprechen vermögen in Wahrheit, also daß die Worte leuchten wie ein Edelstein, der aus sich selbst leuchtet. Und es gibt Menschen, deren Worte nur wie ein Fenster sind, das kein Licht aus sich selbst hat, das dem Lichte nur Eingang gibt und aus ihm erstrahlt.

*

INNEN UND AUSSEN

Der Mensch ängstet sich vor Dingen, die ihm nichts antun können, und er weiß es; und er gelüstet nach Dingen, die ihm nicht fruchten können, und er weiß es; aber in Wahrheit ist es ein Ding im Menschen selbst, vor dem er sich ängstet, und es ist ein Ding im Menschen selbst, nach dem er gelüstet.

*

ZWEIERLEI MENSCHENGEIST

Es gibt zweierlei Geist, der ist wie rückwärts und vorwärts. Es gibt einen Geist, den der Mensch erlangt im Gange der Zeiten. Aber es gibt einen Geist, der über den Menschen kommt in großer Fülle, in großer Eile, schneller als ein Augenblick, denn er ist über der Zeit, und es bedarf keiner Zeit zu diesem Geiste.

*

DENKEN UND SPRECHEN

Alle Gedanken des Menschen sind Worte und sprechende Bewegung, auch wenn er es nicht weiß.

*

WAHRHEIT UND DIALEKTIK

Der Sieg erträgt die Wahrheit nicht, und wenn man vor deinen Augen ein wahres Ding ausbreitet, verstößest du es wegen des Sieges. Wer da die Wahrheit in ihr selbst will, treibe den Geist des Sieges von dannen; dann erst bereite er sich, die Wahrheit zu schauen.

*

ZWECK DER WELT

Die Welt ist nur um der Wahl und des Wählenden willen geschaffen worden.

*

Der Mensch, der Herr der Wahl, soll sagen: Die ganze Welt ist nur um meiner willen erschaffen worden. Daher soll jeder Mensch achten und schauen, zu jeder Zeit und an jedem Orte die Welt zu erlösen und ihren Mangel zu füllen.

*

FREUDE

Durch die Freude wird der Sinn seßhaft, aber durch die Schwermut geht er ins Exil.

*

VOLLENDUNG

Sich zur Einheit vollenden, bis man vollendet ist nach der Schöpfung wie man vor der Schöpfung war, daß man ganz eins sei, ganz gut, ganz heilig, wie vor der Schöpfung.

*

Man muß sich an jedem Tage erneuern, um sich zu vollenden.

*

DER TRIEB

Der böse Trieb ist wie einer, der unter den Menschen umherläuft, und seine Hand ist geschlossen, und niemand weiß, was in ihr ist. Und er geht zu jedem und fragt: „Was fasse ich wohl in meiner Hand?“ Und jeden dünkt es, als sei das in der Hand, was er zu innerst begehrt. Und alle laufen jenem nach. Und dann öffnet er seine Hand, und es ist nichts darin.

*

Man kann Gott mit dem bösen Triebe dienen, wenn man sein Entbrennen und seine begehrende Glut zu Gott lenkt. Und ohne bösen Trieb ist kein vollkommener Dienst.

*

Der böse Trieb wandelt sich in dem Gerechten in einen heiligen Engel, ein Wesen der Macht und des Schicksals.

*

AUFSTIEG

Für des Menschen Aufstieg ist keine Grenze, und jedem ist das Höchste offen. Hier waltet allein deine Wahl.

*

SICH SELBST RICHTEN

Wenn ein Mensch sich selbst nicht richtet, richten ihn alle Dinge und alle Dinge werden die Boten Gottes.

*

WILLE UND HEMMUNG

Es gibt keine Hemmung, die man nicht zerbrechen kann, denn die Hemmung ist nur des Willens wegen da, und in Wahrheit sind keine Hemmungen als nur im Geiste.

*

ZWISCHEN MENSCHEN

Es gibt Menschen, die leiden furchtbare Not und können nicht erzählen, was in ihrem Herzen ist, und sie gehen einher, voll der Not. Kommt ihnen da einer entgegen mit lachendem Angesicht, er vermag sie zu beleben mit seiner Freude. Und das ist kein geringes Ding: einen Menschen beleben.

*

IM VERBORGENEN

Es gibt Menschen, die im Offenbaren gar keine Herrschaft haben, aber im Verborgenen regieren sie das Geschlecht.

*

DAS REICH GOTTES

Die nicht in der Einsamkeit wandeln, werden verwirrt sein, wenn der Messias kommt und man sie ruft; aber wir werden sein wie ein Mensch nach dem Schlafe, dessen Sinn ruhig und gelassen ist.

*

DIE WANDERUNG DER SEELEN

Gott tut nicht zweimal das gleiche Ding. Und wenn eine Seele wiederkehrt, wird ein anderer Geist ihr Genosse.

*

Wenn eine Seele auf die Welt kommt, beginnt ihre Tat aus den heimlichen Welten emporzusteigen.

*

Es gibt nackte Seelen, die nicht in den Körper eingehen können, und über sie ist groß und mächtiges Erbarmen, mehr als über jene, die da gelebt haben. Denn diese waren im Körper und haben Söhne, jene aber können nicht nach oben steigen und auch nach unten können sie nicht hin, sich mit dem Körper zu bekleiden. Und es gibt noch Wanderungen auf der Welt, die sich noch nicht offenbart haben.

*

Die Gerechten müssen unstet und flüchtig sein, weil es vertriebene Seelen gibt, die nur dadurch emporsteigen können. Und wenn ein Gerechter sich wehrt und nicht wandern will, wird er unstet und flüchtig in seinem Hause.

*

Es gibt Steine wie Seelen, die sind hingeworfen auf den Straßen. Aber wenn einst die neuen Häuser gebaut werden, dann fügt man ihnen die heiligen Steine ein.

DIE ERZÄHLUNGEN

IN DEN LETZTEN JAHREN SEInes Lebens erzählte Rabbi Nachman seinen Schülern mehrere Märchen und Geschichten. Es war immer irgend ein äußerer Anlaß, der ihn zum Erzählen brachte. Einige dieser Anlässe sind uns überliefert. Einmal berichtete ihm einer seiner Schüler, was er gerade von dem Kriege der Franzosen gehört hatte, der in jener Zeit war. „Und wir waren erstaunt über die große Erhebung, mit der Jener (Napoleon) erhoben worden war und aus einem Niederen (wörtlich: Knecht) ein Kaiser wurde. Und wir sprachen mit ihm davon. Und er sagte: ‚Wer weiß, welche Seele sein ist, denn es kann sein, daß er vertauscht wurde. Denn in dem Quellschlosse der Wandlungen werden zuweilen die Seelen vertauscht.' Und sogleich begann er uns die Geschichte zu erzählen von dem Königssohn und dem Sohne der Magd, die vertauscht wurden."

Ein andermal kam ein Synagogen-Vorsänger zu ihm, und dessen Kleid war zerrissen. Da sprach er zu ihm: „Bist du denn nicht ein Meister des Gebetes, durch das der Segen herniedergebracht wird? Und du sollst in zerrissenem Gewande gehen!" Damals erzählte er die Geschichte von dem Meister des Gebetes.

Ein andermal wieder hatte ein Schüler einem anderen geschrieben, er möge fröhlich sein. Als der Meister von dem Briefe hörte, sagte er: „Was wisset ihr, wie man sich zu freuen vermag inmitten der Schwermut? Ich will euch erzählen, wie man sich einst gefreut hat." Und er begann die Geschichte von den sieben Bettlern, die letzte der Geschichten, die er nicht vollendet hat.

Der Antrieb zum Erzählen war für Rabbi Nach-

man jenes Gefühl, daß seine Lehren „keine Kleider haben". Die Geschichten sollten die Kleider der Lehren sein. Sie sollten „erwecken". Er wollte eine mystische Idee oder eine Lebenswahrheit in das Herz der Schüler pflanzen. Aber ohne daß er es im Sinne hatte, gestaltete sich die Erzählung in seinem Munde, wuchs über den Zweck hinaus und trieb ihr Blütengeranke, bis sie keine Lehre mehr war, sondern ein Märchen oder eine Legende. Verloren haben die Geschichten ihren symbolischen Charakter deshalb nicht, aber er ist stiller und innerlicher geworden.

Rabbi Nachman fand eine Tradition jüdischer Volksmärchen vor und knüpfte an sie an. Aber er ist der erste und bisher einzige wirkliche Märchendichter unter den Juden. Alles Frühere war anonyme Schöpfung; hier zum erstenmal ist Person, persönliche Intention und persönliche Gestaltung.

Die Geschichten wurden von seinen Schülern, namentlich von seinem Lieblingsschüler, Nathan von Niemirow, der sein eigentlicher Apostel war, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, die meisten (insbesondere die nicht in die Sammlung aufgenommenen) in völlig verstümmelter und fragmentarischer Weise. Nathan pflegte allerdings die einzelnen Geschichten, damit er sie nicht vergesse, sogleich nach dem Hören zwei anderen zu erzählen, bevor er nach Hause ging, um sie niederzuschreiben; doch scheint er mit der Niederschrift oft länger gewartet zu haben, denn von manchen Dingen gibt er selbst zu, daß er sie vergessen hat, von anderen auch geradezu, daß er sie nicht „zu ihrer Zeit" niederschrieb. Bei den Lehrworten kann man erkennen, welche unmittelbar aufgezeichnet wurden; sie zeigen den Geist und die Sprache des Meisters. Von den Geschichten hingegen sind alle offenbar entstellt. Einen ebenbürtigen Schüler, der das Vergessene

im Sinne des Erzählers hätte ergänzen können, besaß Rabbi Nachman nicht; und er selbst sah sich wohl hier und da einmal die Niederschrift der Lehrworte an, niemals aber die der Erzählungen. So gilt vor allem von ihnen, was zwei frühe Geschichtsschreiber des Chassidismus von den Niederschriften der Schüler sagen. „Sie schrieben Dinge, die er nie gesagt hatte," meint der eine, und der andere urteilt: „Sie glichen das Wort, das er gesprochen hatte, dem an, was sie selbst dachten."

Dreizehn der Geschichten sind fünf Jahre nach dem Tode des Meisters, 1815, gesammelt und in dem jüdischen Original mit hebräischer Übertragung veröffentlicht worden. Von diesen sind hier sechs mitgeteilt.

DIE GESCHICHTE VON DEM STIER UND DEM WIDDER

IN FERNEM LANDE UND ZU einer fernen Zeit regierte ein König, der gab eines Tages einen Erlaß, daß alle Juden, die auf seines Reiches Erde und unter seines Schwertes Schutz lebten, die Taufe empfangen und seinem Bekenntnis sich bequemen müßten, und daß die, so sich weigern, von dannen zu ziehen und Heimat und Gut zu verlassen hätten. Viele waren, denen der Glaube einzig Vaterland und Besitz war: die flohen in alle Weiten. Andere wollten die Saat, die sie gesäet hatten, reifen sehen und mochten ihre Kleinode nicht im Gürtel bergen: die blieben und beugten sich zum Schein, und äußerlich übten sie eines fremden Glaubens verhaßte Gepflogenheiten, hinter sicheren Mauern und festem Riegel aber hingen sie den Bräuchen ihrer alten Lehre an und blieben, wenn auch heimlich, Juden wie zuvor. Der König starb, und nach ihm trug sein Sohn die Krone. Dieser hielt seine Vasallen mit strenger Faust nieder und zwang fremde Reiche in den Bann seiner Waffen. Die Fürsten des Landes, auf denen seine Härte schwer lastete, empörten sich im geheimen wider ihn und beschlossen, ihn zu ermorden. Unter ihnen jedoch war einer von jenen Juden, die nur zum Scheine die Fessel eines fremden Glaubens trugen, der sagte sich: „Um meiner Güter willen, an denen mein Herz hängt, scheut mein Bekenntnis das Sonnenlicht. Was wird mit diesen Gütern geschehen, wenn kein König im Reiche ist, der Sitte und Gesetz aufrecht hält? Wie die wilden Tiere werden die Menschen übereinander herfallen, und der Gewaltige wird den Besitz des Zagen an sich reißen. Zu meinem eigenen Frommen ist es, daß ich hingehe und den König warne.“ Und er ging hin und tat

so. Der König hörte ihn an und ließ alsdann die Wahrheit seiner Worte prüfen, und es zeigte sich, daß sie gerecht waren. Um die Zeit, da die Verschwörer sich einschleichen wollten, stürzten sich verborgene Häscher auf sie und brachten sie bezwungen und gefesselt vor den König. Der ließ jedem seinen Spruch nach dem Maße seiner Schuld zuteil werden. Seinen Retter aber sprach er also an: „Wie mag ich dir lohnen? Ein Fürstentum kann ich dir nicht bieten, denn du besitzest es bereits, und welches Kleinod überstrahlte die Fülle der deinen? Laß mich den Wunsch wissen, der in deinem Herzen zu tiefst ruht, und sei der Erfüllung gewiß.“ Da erwiderte der Fürst: „Laß mich Jude sein vor aller Welt und meine Gebräuche im Lichte üben. Gewähre mir, daß ich ohne Scheu Mantel und Riemen zum Gebete legen darf.“ Bei dieser Rede erstarb die Seele des Königs in Bitterkeit, denn er haßte den Glauben der Juden. Aber von seinem eigenen Worte, das er gegeben hatte, bezwungen, gestand er widerwillige Gewährung zu.

Der König verschied, und sein Sohn erbte das Reich. Aus dem Schicksal seines Vaters war ihm die Erkenntnis gestiegen, daß es gut sei, das Land in Milde zu führen, und so wurde er ein gütiger und sanftmütiger Herr. Zuweilen gedachte er der Gefahr, die seines Vaters Leben bedroht hatte, und dann erfüllte ihn tagelang Bangigkeit um die Dauer seines Stammes. In einer solchen Zeit ließ er die Sterndeuter rufen und befahl ihnen, in den schimmernden Himmelszeichen zu lesen, was seinem Geschlechte vorbestimmt sei und welche Fährnisse ihm drohten. Die Magier fanden nur zwei Zeichen übler Deutung, zwei Tiere, Stier und Widder: vor diesen möge er sich hüten, kein anderes Wesen könne ihm Verderben bringen. Der König ließ den Schicksalsspruch im Buche der Erinne-

rungen eintragen, ermahnte seinen Sohn, gleich ihm milde zu regieren, und starb bald darauf.

Der ihm auf dem Throne folgte, war wie seine Ahnen jäher und heftiger Gemütsart, gönnte den Waffen keine Ruhe und schlichtete Händel lieber mit Gewalt als mit Worten. Als er in der Chronik von den beiden Tieren las, die seinem Hause mit Verderben drohten, dünkte es ihn gar einfach, die Gefahr zu beseitigen: er verbot bei Todesgefahr, daß Stier oder Widder im Lande gehalten würden, und von nun an kannte er keine Furcht. Er unterdrückte seine Untertanen und lachte ihrer Zorn- und Rachegedanken, da er nun wußte, daß keine Verschwörung seinem Geschlecht etwas anhaben konnte. Er liebte es aber, in alten Zauberbüchern nachzulesen, um dort verborgene Weisheit zu finden, durch die er seine Macht befestigen und erweitern könnte. Da fand er eines Tages eine Stelle, in der geschrieben stand: „Sieben Wandelsterne bestrahlen die sieben Teile der Erde, und jeder Teil birgt sein besonderes Erz, das die Strahlen seines Sternes an sich zieht; wer da Boten hinsendet und aus den sieben Teilen der Erde die sieben Erze sich bringen läßt und einen erzenen Riesen aus ihnen bauen läßt und ihn auf einem hohen Berge aufstellt, so daß die sieben Wandelsterne ihr Licht auf ihn gießen, der kann durch dieses Bild die Weisheit der Gestirne, die über der Erde wandeln, an sich locken, nie erhörte Macht gewinnen und die Welt beherrschen; denn auf jede Frage, die er an den Riesen richtet, wird ihm die Antwort der Sterne durch das Leuchten der Erze in geheimen Zeichen kund.“ Der König ließ das Standbild auf einem hohen Berge errichten, und als das geschehen war, bestieg er heimlich in tiefer Nacht den Berg und richtete an den Riesen die Frage, wie er die größte Macht auf Erden gewinnen könnte. Da

begannen die Erze geheimnisvoll zu schimmern, wunderbare Zeichen erschienen und er vermochte sie auf rätselhafte Weise zu entziffern. Der Sinn aber war dieser: er möge hingehen, die Hohen erniedrigen und die Niedrigen erheben, dann werde er alle Menschen beherrschen. Der König stieg zu Tal, suchte noch in der Morgenfrühe den weisesten Mann seines Landes auf, verriet ihm den Spruch der Sterne und bat ihn um Deutung, wie er ihn zur Tat werden lasse. Der Weise antwortete ihm: „Jenen deiner Untertanen, die ohne Verdienst Würden und Ämter, ohne Rechtlichkeit Besitz, ohne Edelsinn adelige Namen ihr Eigen nennen, nimm, was ihnen nicht zukommt und in ihren Händen zu Unheil gereicht, und gib es denen, die ohne Schuld Unbill erleiden und ungeachtet ihres Wertes im Dunkel leben. So gedenke auch der Juden, die durch deine Ahnen der Heimat beraubt wurden oder ihren Glauben verleugnen mußten; öffne ihnen dein Land und gewähre ihnen, frei ihre Lehre zu bekennen.“ Dem König gefiel der Rat wohl, die Reichen und Hohen, die Mächtigen seines Reiches, ihres Besitzes und ihrer Würde zu entkleiden, auch dünkte dies ihn wohl ein Weg zur Macht; befremdlich aber und gar töricht schien ihm die Weisung, den Unterdrückten Gut und Gewalt zu verleihen; wie leicht konnten ihm an ihnen heftige Widersacher erstehen, die alsdann, wenn sie stark geworden, vielleicht die Umstände günstig fanden, für das alte Unrecht an ihm Rache zu üben. So kehrte er zu seinem Palaste zurück, entschlossen, den Spruch nach seinem Sinne zu wenden. Er ließ sich die Bücher des Reiches aufschlagen und ersah, was an Lehen und Ehrenbezeigungen, an Rechten und Titeln seine Ahnen den vornehmen Geschlechtern gespendet hatten; all das hieß er in der Krone Namen zurückziehen, und wo Widerstand sich regte, gebot er, mit Gewalt ihn zu

brechen. Da wurde mancher Stolze arm und der Ehren verlustig. Unter den Namen aber, die in den Büchern aufgezeichnet standen, als die von Männern, die Vorzüge und Auszeichnungen genossen, fand sich auch der jenes Juden, der dem Großvater des Königs das Leben gerettet hatte. Der König vermochte sich nicht völlig klar zu werden, worin das Privileg dieses Mannes bestand, und so ließ er ihn kommen und fragte ihn danach. Der Alte sprach: „Mein Lohn ist, daß ich mich als Jude bekennen darf vor aller Welt.“ „So hast du des Lohnes bis heute reichlich genossen,“ rief der König, „ich entziehe ihn dir und du magst leben wie zuvor.“ Da wandte sich der Jude zum Gehen. Vor dem Palast aber hob er die Hand und sprach vor sich hin: „So wahr Gott sich erbarmen möge, daß ich von nun ab Mantel und Riemen wieder im Dunkel und hinter verschlossenen Türen tragen muß, sollst du mir, harter König, mit deinem Geschlecht verflucht sein.“

Nach einiger Zeit fügte es sich, daß eines Nachts ein schwerer Traum den König überkam. Er stand, so schien es ihm, auf einer weiten Ebene. Die Nacht barg alles Irdische in einer schwarzen sammetnen Luft. In unendlicher Höhe aber wölbte sich wie eine Glocke ein völlig lauterer Himmel, und darauf standen silberfunkelnd und Gestalten gleich alle zwölf Bilder des Tierkreises. Zwei von ihnen, Stier und Widder, dünkten ihn heller als die anderen, und blau blitzend schienen ihre Strahlen ihn zu treffen. Er sammelte seine Blicke auf sie, und siehe, da begannen sie lautlos zu lachen, daß ihm das Blut gefror. Und dieses stumme Lachen wurde zu einem grauenvollen Grinsen. Von Wahnwitz ergriffen, stürzte der König in sich zusammen. Da erwachte er. Die Furcht aber hielt mit eisernen Pranken sein Herz umklammert, und als er den Traum der Königin und seinen Kindern erzählte, er-

faßte sie alle das Grauen, und keiner war unter ihnen, der nicht der alten Warnung gedacht hätte, die in den Chroniken verzeichnet stand: daß das Geschlecht gegen alle Mächte des Verderbens gefeit sei und einzig von zwei Tieren, Stier und Widder, ihm Untergang drohe. Läufer wurden entsandt und brachten alle Traumdeuter des Reiches herbei. Aber keiner war unter ihnen, der den Sinn des Gesichtes erfaßte, und keines Rede ging in des Königs Ohr ein. Mit zorniger Gebärde wies er sie von hinnen und sandte nach dem alten Weisen, der ihm einst den Spruch des erzenen Riesen gedeutet hatte. Der König erzählte ihm den Traum und sprach: „Rette mich, denn die Pein der Furcht hat meine Seele ergriffen und droht sie zu ersticken.“ Der Weise sprach: „Ich will dich hinführen, wo alle Angst der Erde zunichte wird. Ich kenne aus alten Büchern den Ort, den einzig auf der Welt alle dreihundertfünfundsechzig Wandelfahrten der Sonne bestrahlen. Dort wächst aus dem Kern der Erde, von ewigem Lichte gezogen, ein eherner Stamm hervor, der alle Not der Oberfläche und des Dunkels bannt. Dorthin folge mir mit den Deinen.“ Der König willigte mit Freuden ein, und alsbald waren er und sein ganzes Haus zur Wanderschaft gerüstet.

Der Weise leitete sie des Weges, und weithin waren sie schon gezogen, da gelangten sie zu einem Ort, von dem viele Pfade ausgingen, und an der Wende stand die gewaltige Erscheinung eines Engels, der Wächter war über alle Engel des Zornes. Denn jeder irdische Zorn schafft nach dem Urwillen einen Verderber, einen Engel des Zornes, und er, der hier an der Wegscheide stand, war ihr Beherrscher. Er trug eine stählerne Rüstung, blaue Blitze entquollen seinen Augen, und eine mächtige Flamme war das Schwert in seiner Hand. Bebend unterwarfen sich

die Wanderer seiner Weisung, wohin sie zu ziehen hätten. Mit einem Feuerzucken hob er sein Schwert über einen der Pfade hin, und diesen wandelten sie. Dem Weisen aber war es kund aus dem Buch seiner Ahnen, daß jedem der Wege Bedeutung verliehen war: der eine war gerade und wohltätig und führte zu dem Orte des ewigen Lichtes, der andere war schlüpfrig, von kriechendem Gewürm durchquert, und leitete zu einem urgründigen Schlamm, ein dritter mit schreckenvollen Gruben und Höhlen mündete in einen Abgrund, der letzte aber voll sengender Qualen war der Weg des Feuers. Dieser war der Weg, den sie auf das Geheiß des Engels gingen. Ahnende Bangnis überkam den Weisen, und er war nur eine kurze Strecke gegangen, da hielt er inne, denn schon wähnte er, daß glühende Lüfte seine Kehle ausdörrten, und er erinnerte sich, daß es einen Weg gibt, der in die raumlose Glut führt, und daß vier Meilen vor ihrem Anfang schon das Feuer den Wanderer versengt. Und als sie noch eine Weile gegangen waren, erblickte er in der Ferne ein rotes Meer, das züngelnd zum Himmel loderte, und eingeschlossen in seinem Flutenbrand wie in einem blutigen Kristall einen Zug von Königen in den Trachten ferner und nie gesehener Völker, und ihre Reihe wurde geleitet von uralten Juden, die in ihre Gebetmäntel gehüllt waren und Stirn und Arm mit den heiligen Riemen umschlungen hatten. Der Weise wandte sich voller Entsetzen und forderte den König und sein Geschlecht zur Umkehr auf. Der König aber erwehrte sich des Rates, denn in Verblendung gedachte er gleich jenen Gekrönten ungefährdet durch die Glut zu gelangen. Er war mit den Seinen nur ein weniges vorwärts gedrungen, da tat sich gierig der Flammenschoß auf und begrub sie alle in sich. Der Weise jedoch hatte an seinem Orte verharrt und sah

sie untergehen. Dann kehrte er um und ging den Weg zurück, und der Engel hatte sein Schwert in die Erde gebohrt und ließ starr und schweigend ihn vorüberziehen.

Als der Weise in das Reich zurückkam, erzählte er allem Volk, das sich um ihn sammelte, welcher Untergang dem König und seinem Geschlecht beschieden war. Da wuchs ein großes Staunen in der Menge, denn alle kannten die alte Prophezeiung, nach der dem Königshause durch einen Stier und einen Widder die Vernichtung verheißen war, und keiner vermochte den Ausgang zu deuten. Da erhob sich der alte Jude, der in Heimlichkeit seinen Glauben hatte pflegen müssen, und er sprach: „Durch mich ist er vernichtet worden. Die Sternseher sahen und wußten nicht, was sie sahen. Ihr aber, wisset: aus dem Fell des Stieres werden die Gebetsriemen geschnitten, und aus der Wolle des Widders werden die Schaufäden gesponnen, die an dem Gebetsmantel hängen. Darum haben Stier und Widder unter den Sternen, von meinem Fluche angerufen, seines Verderbens gewiß, ihn verhöhnt. Jene Könige aber, die von den alten Juden unversehrt durch das Feuer geleitet wurden, waren solche, in deren Ländern Juden ohne Harm und Hader leben konnten und Gebetsmantel und Gebetsriemen in Freiheit tragen durften.“

DIE GESCHICHTE VON DEM RABBI UND SEINEM SOHNE

ES WAR EINMAL EIN RABBI, der hatte sein Leben der Thora dargebracht, all seinen Geist hatte er angewandt, sie zu durchforschen, und mit all seinem Willen hütete er die Gebote, daß sie bis ins kleinste geachtet würden in der Gemeinde. Als ihm in späten Jahren der einzige Sohn geboren wurde, schien ihm dies ein Lohn und eine Zustimmung Gottes. Es war ihm, als ob ihm von oben eine Bestätigung seines Weges zuteil würde, und er schwor sich zu, all seine Tage, die ihm noch blieben, darauf zu schauen, daß sein Sohn gleich ihm mit strengen Gedanken in die Tiefen der Lehre eindringe und nicht um eines Haares Breite von des Gesetzes letzter und kleinster Forderung abweiche. Daß er gleich ihm bitter Feind sei jenen Schwärmern, die die erhabenen Worte mit einem Gaukeltanz bunten Weltkrams umwinden, die es wagen, ihre schweifenden Träume an die urewige ernste Macht der Thora zu knüpfen und das unstete Herz da spielen zu lassen, wo nur der stählerne Gedanke walten darf. Der Sohn wuchs heran und ward groß in der Weisheit der heiligen Bücher. Er hatte im Hause seines Vaters ein Stübchen, darin er zu weilen und sich mit gesammelten Sinnen in die Geheimnisse der Schrift zu versenken pflegte. Aber seine Seele konnte über den Büchern nicht verharren, und sein Blick hielt sich nicht auf der unendlichen Fläche der kleinen starren Lettern, sondern glitt immer wieder hinaus über die gelbe Flut der Ähren hin und bis zu dem dunklen Strich der fernen Tannenwälder. Und mit seinem Blick glitt seine Seele hinaus und wiegte sich in der stillen Luft, scheu wie ein junger Vogel. Doch er zwang immer wieder Auge und Herz zurück in die

enge Haft, denn er wollte wissen, und das Wissen war ja in den Büchern. Aber hielt er auch den Kopf mit beiden Händen über die zeichenbedeckten Blätter geneigt, so ließ sich die Seele doch nicht bannen. Und konnte sie sich an der Fülle da draußen vor dem Fenster nicht nähren, so schaute sie innig und heiß in sich selber, über wunderbare Saaten hin und zu geheimnisvollen Himmelsstrichen, die in ein unbekanntes Land hinüberblauten. Dennoch wuchs das Lernen in ihm, und er wurde stark im Erkennen; aber nicht aus dem Gewirr der Worte vor ihm strömte ihm die Weisheit zu, sondern aus ihm selbst, von seltsamer Wärme getrieben, sproßte sie auf und umfaßte seine Seele mit mächtigem Gezweige. Zur gleichen Zeit wurde jene schrankenlose Kraft des Wesens groß in ihm, die Heiligkeit heißt; und was er sprach, war lauter wie Kristall, und was er tat, geweiht; und wenn er durch sein Stübchen schritt, war es ihm, als wandelte er auf den Wogen eines einsamen Meeres. Weisheit und Heiligkeit aber vermählen sich zu jener tiefen und unbegreiflichen Wandlung, die die Stufe des kleinen Lichtes genannt wird und von einer Zeit zur andern in einer einzigen Seele erscheint und dahingeht; dieses war die Stufe, zu der der Jüngling erhoben wurde, ohne es zu ahnen.

Aber wie einer, der sich unwissend wähnt, dieweil er im Innern die Welt umfängt, so glaubte er, um der Wahrheit willen auch fernerhin die Schriften durchforschen und ihrer dumpfen Stimme lauschen zu müssen, wiewohl ihm die letzten Dinge also vor den Augen standen, wie die stille Lampe, die seiner Arbeit leuchtete. Aber wie er nur den Büchern nahte, war ihm, als trete er in eine Leere, ein rätselhafter Mangel legte sich schwer auf ihn, und er fühlte sich verlassen im Grenzenlosen. So kehrte er von der Rede des toten

Mundes immer wieder zu sich selbst zurück und gab sich den Verzückungen des großen Schweigens hin. Aber auch sie gewährten ihm den Frieden nicht, nach dem er verlangte, wie die ungeborenen Seelen nach dem Leben der Erde; und ihre selige Pein spannte ihn an, wie man einen Bogen spannt, den Pfeil in die Ferne zu entsenden, und nicht wie man eine Leier spannt, zu holdem Zusammenklingen. Auch in der höchsten Erfüllung fehlte ihm etwas, und er wußte nicht, was das sei; auch in der gnadenvollen Stunde des Schauens schlug eine Bangigkeit in ihm, für die er keinen Namen hatte.

Er wagte nicht, davon zu sprechen, es war allzu gewaltig, und wenn er es versuchte, sagte das Wort, das auf seine Lippen kam, schon anderes, als ihm in der Seele geschah. Von allen Menschen aber hielt er sich nur zu den Chassidim, zu jenen Schwärmern und Phantasten, die seinem Vater, dem Rabbi, so bitter verhaßt waren. Denn er fühlte, daß in ihrer Art, so wild und unbändig sie war, etwas von dem lebendig sein mochte, was durch seine Träume ging. Sein Vater zürnte ihm deswegen, aber er konnte den Verkehr nicht lassen. Und so war er einmal mit zweien von jenen, zwei Jünglingen, beisammen. Da stärkte er sein Herz zum Reden und rang mit den Worten, bis sie ihm gehorchten, und erzählte den beiden, wie ihn ein Mangel quäle und wie er verschmachte nach einem Unnennbaren. Da sprachen sie zu ihm: „Es gibt nur Einen, der dir zu helfen vermag. Das ist der große Zaddik, der eine Tagereise von hier wohnt. Denn ihm ist die Kraft gegeben, die Seelen frei zu machen. Er geht durch die Reihen der Menschen, und von dem Leuchten seiner Augen fließt eine Segnung Gottes zu ihnen allen hin. Er hebt die Hand den Bedrückten entgegen, und sie atmen auf wie aus einem schweren

Traum. Er wischt die Zeichen des Grams und der Mühsal von den Stirnen. Er löst den Krampf des Hasses und zeigt den Schwermütigen die Schönheit der Welt.“ „Ist er weise?“ fragte der Jüngling. „Wir wissen nicht, ob er weise ist,“ antworteten sie, „denn er liegt dem Lernen nicht ob und redet nie von den Dingen, von denen man sagt, man habe sie erkannt. Aber dieses wissen wir, daß er ins Nahe und ins Fernste wirkt, und ganz gewiß ist das sein, was man die Tat nennt.“ „Ist er heilig?“ fragte er weiter. „Wir wissen nicht, ob er heilig ist,“ sagten sie, „denn er hält sich nicht abseits und hütet sich nicht, die Sündigen anzurühren. Aber dieses wissen wir wohl, daß er keinen entläßt, ehe er ihm die schwerste Bürde von der Seele nahm. Und ganz gewiß ist die Erlösung sein Reich.“ „Ist es aber nicht so,“ fragte er, und er blickte mehr in sich als zu ihnen hin, „daß Tat und Erlösung sich einen zur höchsten Begnadung, welche die Stufe des großen Lichtes genannt wird und von vielen Zeiten zu vielen Zeiten in einer einzigen Seele erscheint, um in Tausende zu strahlen und hinüberzuleben?“ Da schwiegen die Jünglinge und waren betroffen ob des seltsamen Ungestüms seiner Worte, wie sie solches an ihm nicht kannten. Er aber stand erschauernd da und wußte nicht, was ihm widerfahre.

Von dieser Stunde an aber war es in ihm beschlossen, daß er sich zu jenem Zaddik begeben und von ihm die Offenbarung seines Wesens empfangen müsse. Er ging zu seinem Vater und sagte ihm sein Vorhaben und bat ihn, er möge ihn ziehen lassen, wenn er anders wolle, daß das Leben nicht all seinen Wert für ihn einbüße. Der Vater aber achtete es für eine große Schande, daß sein Sohn den törichten Wundermann aufzusuchen begehre, und bot alle Gründe dagegen auf, die ihm geläufig waren. Als der Jüngling

beharrte, stritt er heftig wider ihn und gab ihm zu bedenken, wie wenig es für den gelehrten Sohn eines guten und strenggläubigen Geschlechtes sich schicke, sein Heil bei solch einem Irrlehrer und ungewissen Wirrkopf zu suchen. So wies er ihn zurück, aber der Jüngling kehrte immer wieder und wiederholte sein Ansinnen immer dringender. Und alle im Hause wurden es gewahr, wie an dieser ungestillten Sehnsucht das Leben des Knaben immer matter wurde und wie eine schier verlöschende Flamme hin und her flackerte. Und zu einer Stunde, als er seinen Wunsch wieder aussprach, neigte sich das Herz des Alten, von Liebe und Erbarmen überwunden, ihm zu. Er versprach, seinem Begehren willfährig zu sein, und beschloß, seinen Sohn selbst zu dem Zaddik zu führen, denn die Hingabe an sein einziges Kind war mächtig in ihm, auch hoffte er im verborgenen Herzen, daß es seiner Klugheit und Erfahrung gelingen werde, den Fremden albern und nichtig erscheinen zu lassen. Indem er einwilligte, sprach er jedoch: „Eins aber möge uns Zeichen sein, daß unsere Fahrt im Willen des Himmels liege: daß im Verlaufe der Reise nichts sich ereigne, was dem Gange des Alltags zuwiderläuft. Sollte uns aber ein Ding widerfahren, das uns den Fuß hemmt, so mag dies ein Hinweis sein, daß dir der Weg nicht bestimmt ist; alsdann wollen wir umkehren.“ Am nächsten Tage begaben Vater und Sohn sich auf die Fahrt. Sie hatten sich bereits einige Stunden von ihrem Orte entfernt, als ihr Pferd auf einer Brücke stürzte und den Wagen zu Fall brachte. Wohl gingen die beiden unversehrt hervor, der Alte aber maß dem Unfall tiefere Bedeutung bei und wollte ihn nicht anders ansehen, denn als daß er eine Warnung darstelle, den Weg nicht fortzusetzen. So kehrten sie in die Heimat zurück. Aber von dieser Stunde an

wurde der Jüngling von so unendlicher Traurigkeit befallen, daß der Vater bald wieder, von seinem Flehen bezwungen, sich aufs neue mit ihm auf den Weg begab. Sie hatten wohl schon eine halbe Tagereise hinter sich, als plötzlich die Achse des Wagens zerbrach und der Rabbi wiederum, verwirrt und geängstigt, da er das Geschehene nicht anders denn als eine höhere Fügung deuten mochte, von der Fahrt abstand und die Umkehr anordnete. Und wieder verzehrte sich der Knabe, daß der Vater vor Herzeleid es nicht länger anzusehen vermochte, und zum dritten Male traten sie die Reise an. Diesmal beschloß der Alte nicht umzukehren und keines Unfalls zu achten, es sei denn, daß ganz und gar Ungewöhnliches ihre Bahn hemme. So fuhren sie bis zum Abend und suchten erst mit eintretender Dunkelheit eine Herberge auf. Während sie in der Wirtsstube Rast hielten, gesellte sich ihnen als dritter ein reisender Kaufmann zu, mit dem sie alsbald in ein Gespräch kamen. Der Rabbi hatte es sich vorgesetzt, im Reden seines Besuches bei dem Zaddik nicht zu gedenken, denn es stand bei ihm fest, daß er sich dessen zu schämen habe. So sprachen sie über mancherlei Dinge der Welt und der Alte erstaunte, wie wohlbewandert und unterwiesen der Fremde auf jeglichem Gebiete sei, und wie er gar schicklich und gewandt die Unterhaltung zu lenken wisse. Und so geschah's, daß der Rabbi wie Wachs in seinen Händen war und der fremde Gast so viel erfuhr, als ihm zu wissen behagte. Und indem sie so von diesem und jenem sprachen, führte der Kaufmann ganz von ungefähr die Rede auf die Zaddikim und wo man welche fände. Als der Rabbi mit einiger Wißbegier auf das Gespräch einging, erwähnte jener, daß unfern von hier ein Zaddik lebe, der viel von sich reden mache. Bei diesen Worten umfing er den Jüng-

ling, der bis dahin ganz still und versunken dagesessen hatte, mit einem eigentümlich blitzenden und durchdringenden Blick. Der Knabe schreckte auf, wie wenn ihn ein schmerzhafter Stich aus dem Schlafe geweckt hätte, und hörte nun, wie sein Vater den Fremden fragte, ob er diesen Zaddik kenne. „Wohl kenne ich ihn," erwiderte der Kaufmann mit einem leichtfertigen und höhnischen Lächeln. „So wißt Ihr ohne Zweifel, ob er in der Tat jener ehrwürdige und fromme Mann ist, als der er gilt?" Da lachte der Fremde wiederum hell auf und sprach: „Der Zaddik ein Frommer und Gerechter? Nie ist mir ein schlimmerer Weltmensch begegnet als er. Mit eigenen Augen habe ich sein sündhaftes Treiben gesehen und ich, der ich zu ihm kam, Hilfe und Beistand zu suchen, zog enttäuscht und entsetzt von dannen." Der Alte wendete sich zu seinem Sohne und rief: „Ich habe geahnt, daß es so sei, wie dieser Mann in seiner Einfalt uns sagt. Wir wollen nach Hause kehren. Und nun du es selbst gehört hast, wirst du dein Herz von diesem Wahn befreien." Als sie aber heimkamen, legte sich der Sohn hin und verschied.

Uferlos war die Trauer, die der Tod über den alten Rabbi brachte. Einige Wochen aber nach dem Hinsterben des Sohnes erschien der Tote dem Vater im Traum, schrecklich anzusehen und flammend gleich einer Säule des Zornes. Zitternd rief der Alte: „Warum sehe ich dich in solcher Gestalt, mein Sohn?" Da erwiderte dieser: „Mache dich auf den Weg zu jenem Zaddik und du wirst es erfahren." Am Morgen gedachte der Rabbi zwar der Erscheinung, aber er meinte, seine Sinne hätten ihn wohl genarrt und dies sei ein Traum wie andere. Aber es kam wieder und kam zum dritten Male, und da wagte der Alte nicht zu widerstehen und begab sich auf den Weg zu jenem Zaddik. Gegen Abend, als das Dunkel und die Müdig-

keit ihn überkamen, kehrte er in einer Herberge ein, und als er eine Weile in dem dämmrigen Wirtsraum gesessen hatte, sah er, daß es dieselbe Herberge war, in der er vor wenigen Wochen mit dem jetzt toten Sohne eingekehrt war. Der Gedanke schreckte ihn aus seinem Brüten auf, und er blickte um sich und sah sich gegenüber die Gestalt jenes Kaufmanns sitzen, dem er auch damals begegnet war. Bei seinem Kommen war das Zimmer leer gewesen, und er hatte nicht bemerkt, daß jemand eingetreten wäre. Allein der Schmerz war zu heftig in ihm, als daß er der Verwunderung Raum gegeben hätte. Und so fragte er den Fremden nur: „Bist du nicht jener Kaufmann, mit dem ich vor kurzem hier gesprochen habe?“ Da brach jener in ein unbändiges Gelächter aus und antwortete: „Ich bin es, und was ich wollte, ist mir wohl gelungen. Besinne dich, wie du mit deinem Sohne zum Zaddik ziehen wolltest. Und zuerst stürzte dein Pferd, und du kehrtest um. Und dann zerbrach die Achse deines Wagens, und du kehrtest wieder um. Und zuletzt kamst du und fandest mich und hörtest auf meine Worte und kehrtest um zum dritten Male. Und nun, da ich deinen Sohn getötet habe, magst du schon fahren. Denn wisse, dein Sohn hatte die Stufe des kleinen Lichtes, jenem Zaddik aber ward die Stufe des großen Lichtes gegeben, und wären sie auf Erden zusammengekommen, so hätte sich das Wort erfüllt und der Messias wäre erschienen. Nun aber, da ich deinen Sohn getötet habe, magst du schon fahren.“ Und indem er dies gesagt hatte, wich er unmerklich von hinnen und war verschwunden, und der Rabbi starrte in die leere Luft. Und er zog seines Weges weiter und kam zum Zaddik und warf sich ihm zu Füßen und schrie: „Wehe, wehe um die, so verloren gehen und können nicht wiedergefunden werden.“

DIE GESCHICHTE VON DEM KLUGEN UND DEM EINFÄLTIGEN

IN EINER STADT IM OSTEN lebten zwei reiche Männer, die besaßen vielerlei an Gütern, lange Häuserreihen, Felder so weit man sehen mochte, und blankes Geld in Fülle, und Kostbarkeiten, woran sich ihr Herz erfreuen konnte. Jeder von ihnen hatte einen Sohn, und die beiden Knaben waren einander gar gut, spielten von Kind auf einträchtig miteinander und hielten auch in der Schule zusammen. Der eine war sehr klug, sein Verstand war scharf und hell und kein Ding war so vielgestaltig, daß er es nicht erfaßt hätte. Der andere aber war einfach von Art und Geist, er konnte begreifen was schlicht und gerade war, nicht mehr und nicht weniger. Als die beiden Knaben eben dem Lernen entwachsen waren, begab es sich, daß die Väter mit einem Mal verarmten, und es blieb jedem nichts als das Haus, in dem er wohnte. Da sprachen sie zu ihren Söhnen: „Sehet zu, wie ihr euch durch die Welt helft. Wir können euch nicht mehr beistehen, da nichts mehr unser eigen ist, als das Dach über unserem Haupte.“ Der Einfältige, den die Welt unüberwindlich dünkte, schickte sich an, bei einem armseligen Schuster das Handwerk zu erlernen. Der Kluge aber beschloß, sich die Welt zu erobern, kehrte der Heimat den Rücken und zog in die Fremde.

Wie er so auf der Landstraße dahinwanderte, begegnete er einem mächtigen Wagen, auf dem Ballen von Waren aufgetürmt waren und den vier Pferde eben noch mit Mühe zogen. Neben dem Wagen schritt der Kaufmann mit seinen Dienern einher. Als der Kluge ihrer ansichtig wurde, begrüßte er sie und gesellte sich zu ihnen. Sie kamen ins Reden und er erfuhr, daß der Kaufmann aus Warschau war und auf

dem Wege nach Hause noch Geschäfte in Menge zu besorgen hatte. Und da er ihn fragte, ob er wohl noch eines anstelligen Dieners bedürfte, und sich ihm anbot, war der Kaufmann gleich willens, es mit ihm zu versuchen, denn er hatte schnell erkannt, daß er einen scharfsinnigen und gewandten Burschen vor sich hatte. Der Jüngling merkte wohl auf die Gepflogenheiten beim Handel und bald wußte er so flink Bescheid, wie nur irgendeiner. Als sie in Warschau ankamen, fragte er unter den Leuten der Stadt herum, welches Ansehen sein Kaufherr unter ihnen genösse. Er erfuhr, daß jener ein geachteter und rechtschaffener Mann sei, aber auch, daß sein Geschäft als schwer gelte, weil er viele Handelsreisen nach entlegenen Ländern unternehme. Als der Kluge so in der Stadt umherging, sah er die Diener in den Warengewölben, und ihre schmucke Tracht und ihr stattliches Aussehen stachen ihm sehr in die Augen. Da beschloß er seinen Dienst aufzugeben und verdingte sich einem Händler, der einen ansehnlichen Laden am Orte hielt. Und wie es der Brauch ist, mußte er zuerst mühselige Arbeit um geringen Lohn verrichten. Aber das verdroß ihn nicht, und bald gewann er das Vertrauen seines Herrn und hatte teil an der Führung des Geschäftes, bis er dessen völlig kundig war. Als er aber eines Tages merkte, daß hier für ihn nichts mehr zu lernen war, nahm er seinen Abschied und schloß sich einem Kaufmannszuge an, der nach London ging. Er hielt die Augen wacker offen und ließ sich nichts entgehen, was er allerorts an klugen und schicklichen Gebräuchen sah, und worin immer sich ein Land vor den anderen hervortat, das ließ er sich wohl gewiesen sein und nahm es auf. So bereiste er viele Reiche, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, und zuletzt kam er nach Italien. Dort sah er gar feine und kunstreiche Geräte

der Goldschmiedezunft, dergleichen er in keinem anderen Lande wahrgenommen hatte, und da Ort und Gelegenheit ihm günstig waren, setzte er Fertigkeit und Eifer darein, das Handwerk zu erlernen. Und es bedurfte nicht langer Weile, da brachte seiner Hände Arbeit so Zierliches zutage, daß die ältesten Meister der Stadt eingestehen mußten, ihr Lebtag sei ihnen solches nicht gelungen. Da er es nun so weit gebracht hatte, daß keiner im Land es ihm mehr zuvortat, beschloß er sich dieses Handwerks zu begeben und ein neues zu erlernen, das als ungemein schwierig galt und gleichfalls wohl angesehen war. Und er ging zu einem Meister hin, der bislang unübertroffen war in der Kunst, Menschenköpfe und Tiergestalten und allerlei schöne und erfreuliche Dinge in edle Steine zu schneiden. Bald hatte sein Wille auch diese Kunst bezwungen, und es war keiner unter seinen Genossen, der sich mit ihm hätte messen können. Doch bestand auch das neue Tun vor seinen Augen nicht, und da er seine Hand nun so zu jeder kunstvollen Verrichtung geschickt wußte, gedachte er seinen Geist zu üben und die Natur der Menschen und der Dinge zu ergründen. Er begab sich auf eine hohe Schule, wo ein berühmter Meister der Heilkunde Jünglinge, die aus allen Ländern ihm zuströmten, unterwies. Da erfaßte er die Weisheit seines Lehrers mit solcher Schärfe, daß er jegliches Ding in der Welt und in der Seele des Menschen von Grund aus durchschaute, so daß nichts vor ihm standhielt und alles gering in seinen Augen wurde. Am Ende trieb ihn ein heftiger Widerwille vor der Unvollkommenheit alles Lebens von Ort zu Ort, und er fand nirgends Ruhe. Da gedachte er seiner alten Heimat und beschloß sich ihr wieder zuzuwenden.

Indessen war der Einfältige bei dem Schuster in die Lehre gegangen und hatte sich jahrelang gemüht,

nur eben schlecht und recht das Handwerk zu erlernen, aber es war ihm nicht so gar gelungen. Als er ein Paar grober Stiefel halbwegs zustande brachte, tat er eine eigene Werkstatt auf, nahm sich ein Weib und schusterte drauf los. Da er aber sein Handwerk schlecht verstand, kamen nur die ärmsten Leute zu ihm, die wenig bezahlen konnten, und da er überdies sehr lange brauchte, bis er ein Stück fertig bekam, mußte er sich arg plagen, bis er das Wenige verdiente. Doch tat dies kärgliche und mühevolle Dasein seiner guten Laune keinen Eintrag, und obgleich er den ganzen Tag oft keinen freien Augenblick zum Essen fand, war er dennoch fröhlich und guter Dinge vom Morgen bis zum Abend. So geschah es zuweilen, daß er, während er den Faden durchs Pech zog, seiner Frau zurief: „Weib, stell mir sofort die Graupensuppe her!“ Da reichte sie ihm ein Stück trockenes Brot. Und indem er es munter verzehrte, sagte er: „Frau, so wie heute ist dir die Graupensuppe noch nie gelungen! So, nun gib mir ein schönes Stück vom Braten!“ Da reichte sie ihm abermals eine tüchtige Scheibe Brot. Als der Schuster auch diese aufgegessen hatte, rief er ganz entzückt: „Frau, dies ist der saftigste Braten, den ich mein Lebtag genossen habe. Jetzt gib mir noch den Nachtisch.“ Und wieder erhielt er ein Stück Brot und pries es als den köstlichsten Kuchen. So würzte er sich jeden Tag den kargen Bissen mit den lustigsten Einfällen, und während er aß, schmeckte er wirklich alle die auserlesenen Leckereien, von denen er sprach. War er aber durstig, so rief er: „Weib, bring mir ein Glas Wein, aber von unserm besten!“ Sie stellte ihm ein Glas Wasser hin und er hielt es gegen das Licht und sagte schmunzelnd: „Ich wette, klareren Wein trinkt auch der König nicht!“ Und es war ihm, als spürte er das allerbeste Getränk auf der Zunge. Und

so erging es ihm auch mit seiner Kleidung. Der Schuster und sein Weib hatten zusammen einen ruppigen Schafspelz. War es kalt und er wollte über Land gehen, so redete er zur Frau: „Meine Liebe, leg mir den Pelz um!“ Und dann streichelte er ihn und sprach: „Ist es nicht ein feines Pelzchen? Und wie schön warm es hält!“ Mußte er aber irgendwo in der Stadt vorsprechen, so meinte er: „Frau, tu mir den Tuchmantel her!“ Dann legte sie ihm wieder den Pelz um und er sagte lächelnd: „Glänzt das Tuch nicht wie Atlas? Es geht doch nichts über mein Mäntelchen!!“ Und so trug er den alten Pelz auch als Kaftan und als Joppe und war durchaus der Meinung, daß auf der ganzen Welt kein edleres Gewand sei. Hatte er aber mit vieler Mühe einen Schuh zustande gebracht — und sie gerieten ihm immer recht plump und ungeschlacht —, so rief er seine Frau herbei: „Sieh einmal, mein Herz, was für ein süßes und zierliches Schuhchen das ist! Hast du je ein hübscheres gesehen?“ „Na,“ sagte die Frau, „wenn deine Schuhe so vortrefflich geraten, warum nimmst du nur einen Taler für das Paar, während jeder andere Schuster hier am Ort das Doppelte verlangt?“ „Weib,“ lachte er da, „was willst du uns die Laune mit dem verderben, was andere tun? Denk lieber dran, was ich mit einem einzigen Paar Stiefel so von der einen Hand in die andere verdiene.“ Und er zählte auf, was Leder und Pech und Faden ihn koste, und fand, daß ihm bare fünf Groschen als reiner Verdienst blieben, und war der Meinung, daß kein anderes Los dem seinen vorzuziehen sei. Die Leute der Stadt aber kannten den Schuster und seine närrischen Gebräuche wohl und trieben ihren Spott mit ihm. Gar oft geschah es, daß einer bei ihm eintrat, nur um ihn zu necken, aber er merkte es bald und gab dann keine Antwort als

die, daß er beharrlich erwiderte: „Nur ohne Spott!“ Fragte ihn einer rechtschaffen und ohne Arg, so gab er schlecht und recht Bescheid, wie er's wußte. Wollte ihn jedoch jemand mit scheinbarem Ernst überlisten, um ihn zu närrischen Reden zu bringen und sich über ihn lustig zu machen, so sagte er ganz fröhlich: „Ei, Freund, sieh doch nur zu, wie ich gar so einfältig bin! Du kannst ein gut Stück klüger sein als ich und bist noch immer ein rechter Narr.“

Eines Tages aber verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß der Kluge, der inzwischen in der Fremde ein unmäßig reicher und weiser Herr geworden sei, in seinen Heimatsort einziehen werde. Als der Einfältige dies vernahm, schrie er eilend: „Weib, sofort gib mir das beste Festgewand her, damit ich meinem Jugendfreund entgegengehe und ihn begrüße.“ Die Frau tat ihm den zottigen Pelz um, und so lief er vor das Stadttor auf die Landstraße, als eben ein prächtiger Wagen dahergefahren kam, in dem der Kluge glanzreich und würdevoll saß. Der Einfältige hielt das Gefährt an und rief voller Freude: „Gesegnet sei Gott, der dich hierher geführt hat, mein Bruder!“ Und er sagte noch viele liebevolle und fröhliche Worte und gebärdete sich treuherzig und unbekümmert. Dem vielgelehrten Manne erschien dieses Gehaben recht töricht, doch gedachte er der einstigen Jugendfreundschaft, begrüßte den Schuster freundlich, nahm ihn in seinen Wagen auf und fuhr mit ihm in die Stadt. In der langen Zeit aber, die der Kluge fern von der Heimat verbracht hatte, war sein Vater gestorben, und das Haus, das er ihm hinterlassen hatte, war ungepflegt gänzlich verfallen, so daß er keinen Ort darin fand, wo er hätte wohnen können. Er mußte eine Herberge suchen, doch es fand sich in der ganzen Stadt keine, die zu seinem Ansehen und seinen Gewohnheiten

gepaßt hätte. Der Einfältige aber war nach dem Tode seines Vaters in dessen Haus gezogen, und als er nun die Bedrängnis seines vornehmen Freundes vernahm, suchte er ihn schleunig auf und sprach zu ihm: „Mein Bruder, erweise mir die Ehre und kehre bei mir ein. Du wirst in meinem Hause Raumes genug finden, denn mein Weib und ich bedürfen nur einer einzigen Stube.“ Der Kluge willigte ein, der Einfältige aber eilte heim, raffte den besten Hausrat zusammen, trug ihn in die Stuben, die sein Jugendfreund bewohnen sollte, und hieß seine Frau alles blank scheuern und aufs beste vorbereiten. So kam der Kluge in das Haus des Einfältigen.

Der hohe Ruhm seiner Weisheit und seiner ungezählten Fertigkeiten verbreitete sich alsbald im ganzen Land. Die Großen und Vornehmen des Reiches eilten herbei, um sich an den Proben seines Wissens und seiner Kunst zu ergötzen. So gab ihm ein mächtiger Fürst den Auftrag, ihm einen Ring anzufertigen, so kunstvoll und wunderbar, wie er ihn nur zu ersinnen vermöchte. Der Kluge machte einen Ring und ritzte in ihn das Bildnis eines Baumes mit tausendfältig verschlungenen Ästen und Zweigen, und das Werk geriet ihm so kühn und fein zugleich, daß er sicher war, selbst in Italien, wo man sich wie nirgends auf diese Kunst verstand, könnte nichts seiner Arbeit an die Seite gesetzt werden. Aber der Fürst war ein roher und unkundiger Mensch, der nur groben und schreienden Prunk zu würdigen wußte, und der herrliche Gegenstand fand vor seinen Augen keine Gnade. Den Weisen erfüllte der Unverstand seines Auftraggebers mit heftigem Verdruß. Ein anderes Mal kam wieder ein Vornehmer des Reiches zu ihm und brachte ihm einen Edelstein, darein ein Bildnis geschnitten war, und verlangte von ihm, er möge die

Zeichnung auf einen anderen, in Form und Farbe völlig gleichen Stein übertragen. Er machte sich an die Arbeit und sie gelang ihm so sehr, daß nach ihrer Vollendung keiner das Urbild von der Nachahmung zu unterscheiden vermochte. Und alle waren des höchsten Lobes voll; nur sein eigenes Herz schwoll in tiefer Bitterkeit, denn er erkannte einen winzigen, schier nicht sichtbaren Mangel an einer Stelle, die ihm nicht völlig mit der Vorlage übereinstimmend geraten war. Und wiewohl keiner imstande war, ihm diesen Fehler nachzuweisen, nagte die einsame Erkenntnis wie ein Wurm an seiner Seele. Nicht minder unglückselige Erfahrungen trug ihm seine Heilkunst ein. Kranke strömten ihm in Scharen zu. Da kam es einmal vor, daß ein Schwerkranker zu ihm gebracht wurde, dessen Leiden kein Arzt des Landes Einhalt zu tun vermocht hatte. Nun besaß der Weise eine wunderbar wirksame Arznei, von der er sicher wußte, daß sie die Heilung bewirken würde. Aber die Angehörigen des Kranken wendeten das Mittel auf eine ganz verkehrte Weise an, so daß er daran verstarb. Darauf erhoben sie ein großes Geschrei und einen großen Widerwillen gegen den Arzt und warfen ihm vor, er hätte den Kranken getötet. In einem andern Falle tat das gleiche Mittel bei der gleichen Krankheit die erwünschte Wirkung, und siehe, da rühmte sich der Genesene, nicht der fremde Weise und seine Tränklein, sondern seine eigene feste Natur hätte ihn gerettet. Und so brachte dem Klugen seine Heilkunst nur eitel Mühsal und Ärger. Aber auch um sein tägliches Leben war es nicht besser bestellt. So schickte es sich eines Tages, daß er ein Gewand brauchte, und er ließ sich den besten Schneider des Ortes kommen, dem er bis aufs Kleinste auseinandersetzte, wie die Tracht beschaffen sein müsse. Der Meister gab sich viele Mühe, so daß der Anzug ihm

wohl geriet und überaus prächtig ausfiel. Bloß der Aufschlag am Ärmel war nicht ganz so geworden, wie der Kluge dies für schicklich erachtet und gewünscht hatte, und dieser Umstand brachte den gelehrten Mann völlig außer sich, denn es machte ihm Sorge, daß man ihn in Spanien wegen dieser verkehrt aufgenähten Ärmelstulpe vielleicht ausgelacht hätte, wenn auch hierzulande die Leute von angemessener Kleidung gar wenig verstanden.

Der Einfältige aber war allzeit guter Dinge und lief mit Scherzen und Gelächter bei dem Klugen aus und ein, was den zuweilen grimmig verdroß. Es blieb dem Schuster jedoch nicht lange verborgen, wie trübsinnig sein reicher Freund dahinlebte, und so sprach er eines Tages zu ihm: „Wie ist es nur möglich, daß du bei deiner Weisheit und deinem Reichtum immerzu mit Ungemach und Nöten im Streite liegst, während ich armer und einfältiger Mann friedsam und fröhlich meine Tage lebe? Vielleicht würdest du glücklicher sein, wenn du mit geringem Verstande und arglos wie ich in der Welt stündest.“ „Guter Freund,“ lachte da der Kluge, „das möchte mir immerhin etwa beschieden sein, daß mich eines Tages Krankheit befiele und meinen Verstand zerstörte, also daß ich würde wie du. Du aber kannst ohne Sorge sein, daß dich jemals meine Weisheit überkäme und du vielleicht gar leben müßtest wie ich; denn solches kann nun und niemals geschehen.“

Indessen war es in der ganzen Stadt üblich, den armen Schuster nicht anders als den Einfältigen, und seinen reichen Genossen nicht anders als den Klugen zu nennen, und mit diesen Beinamen standen sie auch in dem Buche eingetragen, in dem man sämtliche Insassen des Ortes nach Namen und Art verzeichnet hatte. Nun fügte es sich einmal, daß der König des Reiches in

diesem Buche blätterte und so erfuhr, daß es in einer Stadt seines Landes zwei Männer gab, von denen der eine schlechtweg der Kluge und der andere schlechtweg der Einfältige geheißen wurde. Da erwachte in ihm die Lust, die beiden kennen zu lernen, und er äußerte vor seinem Gefolge den Wunsch, man möge diese Männer zu ihm einladen. Alsbald aber fragte er sich: „Werden die beiden nicht erschrecken, wenn sie plötzlich eine Botschaft ihres Königs trifft? Der Weise wird vor Ehrfurcht nicht wissen, was er zu antworten hat, und der Einfältige am Ende gar ganz zum Narren werden. Es wird deshalb wohlgetan sein, ich wähle zwei meiner Hofleute, einen Klugen zur Botschaft an den Klugen, und einen Einfältigen, daß er mit dem Einfältigen umzugehen verstehe, und sende sie zum Statthalter jener Provinz meines Reiches. Diesem lasse ich mein Vorhaben zu wissen tun, damit er die Boten auf angemessene Art zu den beiden weise. Dann möge man ihnen auch nicht sagen, der König befehle ihnen zu kommen, sondern sie würden ihn erfreuen, wenn sie es täten.“ Ein Kluger ward zu diesem Behufe leicht gefunden, aber schwer war's, einen Einfältigen herbeizuschaffen, denn wo in aller Welt würde solch einer in des Königs Nähe geduldet? Ja in der ganzen Königsstadt war kaum einer zu ermitteln. Dem Herrscher und seinen Beratern war das Nachforschen schon sauer geworden, als ihnen gerade noch beifiel, daß doch ein Einfältiger unter ihnen lebe, des Königs Schatzmeister nämlich, denn unter allen Ämtern am Hofe war seines das einzige, das einem Klugen nicht wohl hätte anvertraut werden mögen, da er ihm leichtlich mehr zu seinem eigenen Nutz und Frommen, als zu dem des Reiches hätte vorstehen können. So wurden also des Königs Schatzmeister und einer von seinen weisen Räten als Boten abgesandt.

Sie kamen zum Statthalter, ließen ihn des Königs Willen wissen und fragten nach den beiden Leuten. Der Statthalter verwunderte sich und sagte ihnen: „Ja, den sie den Klugen nennen, der ist in Wahrheit ein großmächtig weiser, reicher und erfahrener Mann, und der mit Namen der Einfältige heißt, ist der armseligste Tor, den es je gegeben hat.“ Zugleich kam ihm die Geschichte von dem Pelz in den Sinn, die jedermann kannte; er erzählte sie den Boten, damit sie ein Ansehen von dem geringen Verstande des Schusters bekämen. Dann ließ er ein festliches Gewand holen, um es dem Einfältigen zu überschicken, auf daß sein schlechtes Kleid des Königs Auge nicht verletze.

Der Schatzmeister fuhr zum Orte des Schuhmachers, suchte dessen Haus auf, trat ein und überreichte ihm den königlichen Brief. Der Einfältige aber gab ihm das Schreiben zurück und sagte: „Wisse, daß ich des Lesens nicht kundig bin. Du mußt mir schon berichten, was hier geschrieben steht, wenn du willst, daß ich es erfahre.“ Da antwortete ihm der Schatzmeister: „Der Sinn der Schrift ist dieser, daß dich der König einlädt, zu ihm zu kommen, denn er hat von dir gehört und ist begierig, dich kennen zu lernen.“ Das dünkte den Schuster sehr verwunderlich und er war bange, es möchte ihn einer zum besten halten. Darum sagte er ganz treuherzig: „Nur ohne Spott!“ Der Bote versicherte ihm: „Wahrhaftig, ohne Spott!“ Da war die Freude des Einfältigen gewaltig. Er tanzte in der Stube herum und rief: „Weib, denke, welch ein Glück, der König ruft mich zu sich!“ Gar fröhlich bestieg er den Wagen. Als ihm jedoch die köstlichen Kleider gereicht wurden, wehrte er sich dagegen und ließ sie sich nicht antun, denn er wollte in seinem geliebten wunderschönen Pelz vor den König treten.

Während die beiden aber sich auf der Fahrt zur

Residenz befanden, liefen beim König mannigfaltige Beschwerden über das Wesen und Treiben des Statthalters ein, der sein Amt mißbraucht und durch allerlei Ränke und Hinterlist das Land schwer zu Schaden gebracht hatte. Da ergrimmte der Fürst gar sehr über den Übeltäter, und mehr noch über seine eigenen Berater, die ihm diesen Mann als ein Muster von Weisheit und umsichtiger Führung gepriesen hatten, und er rief: „Allzu klug seid ihr mir, und über die Maßen habt ihr mir mit eurer Klugheit Leid angetan.“ Und als die Räte murrten, erboste sich der König nur noch mehr und schrie: „Den einfältigsten Mann will ich zum Statthalter machen, denn seine Torheit kann nicht Schaden tun, wenn er nur redlich ist und einen geraden Sinn hat.“ Wie er so sprach, entsann er sich, daß jener Einfältige, den er zu sich beschieden hatte, schon auf dem Weg zu dem Orte, wo der Statthalter lebte, sein müsse, und er beschloß, gerade ihm diese Würde zu verleihen. Er sandte daher in jene Stadt und befahl, daß man den Einfältigen mit großen Ehren empfange, und daß die weisesten und angesehensten Bürger ihn als ihren Obersten begrüßen sollten. Als der Schuster mit seinem Begleiter des Weges gefahren kam, geschah es, wie der König befohlen hatte. Der Einfältige geriet ob all des Gepränges und der Festlichkeit, mit der man ihm begegnete, in großes Staunen und er rief wie gewöhnlich: „Nur ohne Spott!“ Aber bald überzeugte er sich, daß ihm die Würde wirklich zugedacht war, und er gab sich der Freude hin, daß ihm ein solches Glück beschieden sei. Und wie der Spruch sagt, daß Glück klug macht, so geschah es auch bei dem Schuster. Mit dem Amte ward ihm auch ein gut Teil Verstand, und je länger er sein Land verwaltete, desto mehr wuchs seine Weisheit. Dennoch aber hielt er sich einfach und redlich wie zur Zeit, als er ein

armer Schuster gewesen war, und da er sein Leben selbst ohne Ränke verbracht hatte, wußte er Recht und Unrecht wohl zu durchschauen, und sein Richtspruch ward allenthalben geachtet. All sein Volk und seine Ratgeber gewannen Liebe zu ihm und sein Ruhm drang bald zum Könige, der nun nichts sehnlicher wünschte, als einen Mann von so strenger Tugend und schlichter Weisheit an seiner Seite zu haben. So kam es, daß er den Einfältigen zum obersten Minister ernannte und ihm unweit seiner Residenz einen köstlichen Palast erbauen ließ.

Als der andere Königsbote aber zum Klugen kam und seine Nachricht überbrachte, sprach der zu ihm: „Laß uns als vernünftige Leute nichts übereilen und bleibe daher diese Nacht bei mir, damit wir alles wohl überdenken und beratschlagen.“ Und sogleich befahl er, ein reiches Mahl zu rüsten. Während sie aßen, ließ er all seinen Witz glänzen. Nachdem er viele scharfsinnige Dinge vorgetragen hatte, kam er auf die Botschaft des Königs und sprach folgendermaßen: „Wer bin ich, daß ein mächtiger König meiner begehrt? Was gilt mein geringes Vermögen, was mein unbedeutender Verstand gegen die ungemessenen Reichtümer und die glorreiche Weisheit eines Herrschers? Hat er nicht genug der edlen Vasallen und der tiefsinnigen Berater an seinem Hofe, daß er mich kleinen und unwürdigen Mann zu sich bescheiden sollte?“ Nun sann er lange und in sich gekehrt über seine eigenen Worte nach und rief endlich: „Unmöglich ist es, lasse dir sagen, daß ein König dergleichen täte. Übelgesinnte Menschen haben dich betört, als sie dich mit dieser Botschaft zu mir gehen hießen. Die Wahrheit ist, daß es überhaupt keinen König gibt. Oder hast du etwa das Schreiben, das du mir brachtest, aus seiner Hand empfangen?“ Da sprach der Bote: „Nein, ich

muß dir gestehen, daß ich es nicht vom Könige selbst, sondern von einem seiner Beamten erhalten habe.“ „Hast du den König denn je zu Gesicht bekommen?“ fragte der Kluge weiter. „Du scheinst mit den Sitten der Könige wenig vertraut zu sein,“ antwortete der Abgesandte, „sonst wüßtest du wohl, daß sie sich gar selten dem Volke zeigen, und wenn es geschieht, so sind sie von so zahlreichem Gefolge umgeben, daß es schwer ist, des Königs ansichtig zu werden.“ „Wenn du es recht bedenkst,“ sprach da der Kluge, „wirst du gewahr werden, wie deine eigenen Worte beweisen, daß ich im Rechte bin. Denn wenn du, der du am Hofe einem wichtigen Amte vorstehst, den König nicht gesehen hast, wer sollte es dann wohl?“ „Wer aber führt denn das Land?“ fragte jener. Darauf erwiderte der Kluge: „Merke wohl auf, was ich dir sage, denn ich bin vielgereist und wohlerfahren. Sieh, im Lande Italia regieren siebzig edle Männer das Reich, sie werden vom Volke erwählt und teilen sich in die Führung der Staatsgeschäfte. Allda kann jeder würdige und verdienstvolle Bürger zur Herrschaft gelangen. Hier aber regieren gewiß die hohen Beamten und Höflinge, sie machen die Gesetze und tun was ihnen beliebt. Fragt aber das Volk: Wer verlangt das von uns? so antworten sie: Ei, euer König, und an euch ist es, ihm zu gehorchen. Siehe, so gebieten sie nach ihrem Willen, und der König ist nichts als ein leerer Name, den sie ersonnen haben, um das Volk zu schrecken und zu bändigen.“ Da begann die Rede in die Ohren des Boten einzugehen, und der Zweifel wurde stark in ihm. Sein gelehrter Wirt aber redete weiter: „Vieles der Art könnte ich noch vorbringen, aber warte bis morgen, dann hoffe ich dich zu überzeugen.“

Am nächsten Morgen erhoben sie sich zeitig und gingen selbander auf den Marktplatz. Dort trafen sie

auf einen Soldaten, und der Kluge redete ihn also an: „Mein lieber Freund, sage mir, wem dienest du?“ „Nun,“ antwortete der, „wem dient wohl ein Soldat? Dem Könige, sollte ich denken!“ „Dienest du schon lange?“ fragte der Weise. „Wohl,“ sprach der, „ich habe in mancher Schlacht treu für meinen Herrn gestanden und achte kein Handwerk höher denn das meine, des Königs Fahne hochzuhalten.“ „Da kennst du deinen König wohl gut,“ sagte der Kluge, „da du ihn also liebst?“ „Ich habe ihn nie gesehen,“ erwiderte jener traurig, „ob es gleich meines Lebens bester Wunsch war.“ Da sprach der Weise zu seinem Begleiter: „Gibt es eine größere Narrheit, als daß einer sein Blut läßt für einen, den es nicht gibt? Und glaube mir, in solchem Irrtum ist das ganze Volk befangen.“ Da ließ sich der Bote von seinem Genossen überzeugen, und als dieser ihm sagte: „So du willens bist, mit mir in die Welt zu ziehen, will ich dir der Menschen kurzen Sinn und verkehrte Meinung allerorten aufdecken,“ war er gleich bereit, und die beiden zogen von dannen.

Wohin sie kamen, vermochten sie nichts anderes zu sehen als Wahn, Verblendung und Irrtum. Die Entdeckung, daß es keinen König geben könne, war ihnen zum Sprichwort und Maßstab für jegliches Ding geworden, und sie pflegten zu sagen: „Dies ist ebenso wahr, wie daß es einen König gibt.“ Indem sie so aller Herren Länder durchzogen und für nichts einen Sinn hatten als für Fehl und Mangel des Menschengeistes, ließen sie ihre äußeren Glücksumstände so völlig außer acht, daß sie gar bald des Lebens Nöte bitterlich erfahren mußten, so daß sie ihre Pferde und was sie sonst an Habe mit sich führten, hingaben, um nur dürftigen Unterhalt zu gewinnen. So aller schicklichen Ausrüstung bar und jeder Unbill armer Wanderer ausgesetzt, zogen sie unverdrossen weiter umher, einen

immer größeren Vorrat an trübseligen Erfahrungen sammelnd. Endlich aber beschlossen sie, in die Heimat zurückzukehren, um den gewonnenen Erkenntnisschatz zu verwerten und unter die Leute zu bringen.

So kamen sie in die Stadt, wo der arme Schuster nunmehr als oberster Minister residierte. Als sie durch die Gassen dahinzogen, gewahrten sie vor einem unscheinbaren Häuschen eine große Menschenmenge, die sich um eine Reihe von Wagen gesammelt hatte, fürstliche Karossen und elende Dorfkarren untereinander, und als sie näher hinzutraten, erblickten sie in jedem Gefährt einen Siechen oder Kranken, der begierig darauf harrte, durch die niedere Tür des Häuschens Eingang zu finden. Andere Menschen traten heraus mit strahlenden Mienen und fröhlichen Lobpreisungen für den hilfreichen Mann, der durch seinen lauteren Zuspruch und die gute Kraft seines gesegneten Wesens den Kranken wunderbare Erleichterung in ihren Leiden und manchem völlige Genesung brächte. Der Kluge meinte zuerst, hier wohne ein berühmter Arzt, erfuhr aber zu seiner Verwunderung, daß dieser heilende Mann weder gelehrt, noch der ärztlichen Wissenschaft kundig sei, vielmehr im Munde des Volkes den Ruf eines Wundertäters genieße. Da brach er in ein zorniges Gelächter aus und sprach zu seinem Begleiter: „Haben wir deshalb die ganze Welt durchzogen, um der Narrheiten allergrößte an der Schwelle der Heimat zu finden? Bruder, lasse dir sagen, dies ist ein arger Betrüger, der den unwissenden Leuten das Geld aus der Tasche zieht.“ Sie wandten sich ab und gingen weiter, und da sie seit langem nichts gegessen hatten und Hunger verspürten, suchten sie die letzten Groschen in ihren Taschen zusammen und traten in die nächste Garküche ein, um dort Mahlzeit zu halten. Während sie speisten, verhöhnten sie das Unterfangen des Wun-

dertäters auf laute und unziemliche Weise, so daß der Wirt hinter dem Schanktisch auf sie aufmerksam wurde und verdrießlich ihren Reden lauschte. Da es um die Mittagsstunde war, füllte sich die Speisestube alsbald mit Gästen, die die Worte der beiden mit Unwillen vernahmen, und als noch der Sohn des Wundertäters eintrat und Zeuge ihrer Spottreden werden mußte, ergrimmte der Wirt und warf die beiden vor die Türe, und die Leute fielen über sie her und prügelten sie weidlich durch. Die zwei Klugen flohen erbittert von hinnen und eilten zur Stadtwache, um dort Schutz und Recht zu suchen. Als der Hauptmann der Stadtwache vernommen hatte, aus welcher Ursache die beiden mißhandelt worden waren, fuhr er auf sie los, überhäufte sie mit Schmähungen und stieß sie endlich hinaus. Denn auch er glaubte an den Wundertäter, der ihm sein schwerkrankes Kind gerettet hatte. Die beiden gingen nun von Gericht zu Gericht und huben überall ihre Klage an, aber allerorten war der Wundertäter angesehen und verehrt, sie wurden einmal ums andere abgewiesen und bekamen nur bittere Worte und Püffe auf den Weg. Endlich kamen sie vor den Palast des Ministers und baten die Wachen, man möge sie vorlassen, denn ihnen sei groß Unrecht geschehen. Sie wurden vor das Angesicht des Ministers gebracht und dieser, der einstmals der Einfältige geheißen war, erkannte sogleich in dem armseligen und verhetzten Wanderer seinen Jugendgenossen. Der aber erkannte in dem Minister den dürftigen Schuster nicht wieder, denn er trug seine Würde gar stattlich und weise. Der einstige Freund gab sich ihm zu erkennen, begrüßte ihn mit herzlicher Miene und fragte ihn nach seinem Begehren. Da erzählte der Kluge, daß man ihn jämmerlich geschlagen habe, um solch eines Betrügers willen, wie dieser Wundertäter sei, der die ganze Stadt am

Narrenseil führe. Der Minister lächelte, tröstete ihn und forderte ihn auf, zunächst mit seinem Begleiter in das Bad zu gehen, wo Diener ihrer harren und ihnen schickliche Gewänder reichen würden. Danach lud er sie ein, sich mit ihm zum Mahle zu setzen. Bei Tische frug der Kluge, der in großer Verwunderung ob des veränderten Wesens und der glänzenden Umstände seines Freundes war: „Sage mir, mein Lieber, wie kamst du nur zu dieser Würde?“ „Mein Herr, der König hat sie mir verliehen,“ erwiderte der Minister. „Wie,“ sagte der Kluge, „auch du bist von diesem Wahnsinn ergriffen und glaubst an einen König! Ich sage dir fürwahr, es gibt keinen König.“ „Wie magst du mir so Ungeheuerliches vorbringen?“ rief der Minister, „schaue ich doch täglich des Königs Angesicht.“ „Wer sagt dir,“ höhnte der Kluge, „daß der, mit dem du sprichst, in Wahrheit der König ist? Warst du von Kindheit an mit ihm vertraut? Hast du seinen Vater und Großvater gekannt, daß sie Könige waren? Menschen haben dir gesagt, daß dies der König sei. Sie haben dich genarrt.“ Da sprach der Minister zu ihm: „So lebst du denn immer noch in deiner Klügelei und siehst das Leben nicht und tötest jegliche Freude? Sieh, du sagtest einst, es würde dir eher möglich sein, zu meiner Einfalt zu kommen, als mir zu deiner Klugheit. Nun bin ich wohl zu Weisheit gekommen, nie aber wirst du bei der Einfalt einkehren und ihre Gaben empfangen.“

DIE GESCHICHTE VON DEM KÖNIGS SOHN UND DEM SOHN DER MAGD

ES WAR VOR VIELHUNDERT Jahren, da herrschte weit von hier ein großer König, der regierte gar gütig über ein weites und fruchtbares Land. In seinem Palaste war eine Magd, die tat der Königin treue Dienste, und deren Herz war ihr hold und geneigt. Es war der Königin Gürtelmagd, sie hatte nur leichte Verrichtung und diente ihrer Frau im Hause des Königs.

Da kam der Tag, da die Königin einen Sohn gebären sollte, und zur selben Stunde sollte solches auch der Magd widerfahren. Die Diener holten eine weise Frau herbei, die genoß um ihrer Klugheit und geheimer Künste willen ein großes Ansehen rings im Land. Sie hob den Sohn des Königs ans goldene Sonnenlicht und hob auch den Sohn der Magd. Dann hüllte sie das Königskind in grobes Linnen und legte es neben die schlafende Magd, das Kind aber, das die Magd geboren als eines Knechtes Sohn, wickelte sie in weiche Seide und bettete es auf das Lager der Königin. Als die Mütter erwachten, herzte jede das Kind in ihrem Arm.

Die Knaben wuchsen schön und kraftvoll heran. Der Sohn des Knechtes wurde im Palaste geehrt und erhoben über alle Söhne des Landes. Er war der nächste unter dem Könige und saß auf silbernem Sessel neben dem Throne. Er wurde unterwiesen in allem, worin die Weisen des Landes und die Räte des Königs kundig waren. Der Sohn des Königs aber blühte unter dem niederen Dache eines Knechtes auf, und der Grund seines Herzens und sein helles Auge waren die einzigen Quellen seiner Weisheit. Wiewohl er einen niederen Mann Vater nannte, erfand man an ihm stolze Art und ein freies Wesen. Über alles liebte er die

einsamen Pfade des Gebirges und mied es, der Lärmenden Genoß zu sein. Dem aber, der im Palaste weilte, war fremd und kalt zumute in dem blanken Schimmer der Königshalle, und er blickte oft hinaus, wo zwei Säulen sich öffnen und des Himmels Farbe hineinscheint, und sein Herz zog ihn zu dem Ackersmann, der mit dem Pfluge die schwarze Erde durchschneidet.

Die weise Frau aber hauste draußen vor der Stadt, wo der Wald anhebt, in einem Hüttlein. Sie war gar grau und trug die Last vieler Jahrzehnte und fühlte ihren Tod nahen. Da bedrückte sie das Geheimnis sehr, daß sie des Königs Sohn vertauscht hatte mit dem Sohne der Magd. Und ob sie gleich weise war und verborgener Kräfte kundig, verursachte es ihr doch nach der Weiber Art Pein, ihr Geheimnis in ewige Weile zu verschweigen. Da trat sie an das Fenster ihrer Hütte und redete es behutsam vor sich hin, daß es keiner vernehme als nur der Wind, der die Blätter der Birke regt. Der Wind jedoch trug es eilends den Weibern und Kindern zu, die im Walde Schatten und süße Beeren suchten. Die Frauen erzählten es daheim ihren Männern, und jeder Mann vertraute es beim Abendtrunk seinem liebsten Freund. Die Männer der Stadt aber redeten so untereinander: „Lasset uns das Geheimnis wohl vor dem König bewahren, auf daß Unheil und Zweifel seine alten Tage nicht heimsuchen! Denn was sich ereignet hat, ist nicht zu bessern. Sollen wir den Jüngling, der in niederem Hause großwuchs, dereinst als König über uns setzen? Und kann nicht auch alles Lüge sein und eine müßige Mär?“

Dennoch war einer in ihrer Mitte, der ging hin und verriet es dem falschen Königssohn und sprach: „Wisse, daß viele im Volke sind, die dich als den

Sohn der Magd erachten, und gar leicht, denk ich, möchte einst die Zeit kommen, da sich das Land wider dich empört und jenen an deine Stelle hebt, trägst du nicht beizeiten Sorge, daß er verderbe.“ Als der falsche Königssohn dies vernahm, ging er in die dunkelste Kammer seines Schlosses und sann Böses. Von Stund an verließ ihn der Unmut nimmer. Er ritt im Morgengrauen mit seinen Genossen aus und zertrat die Saat auf den Feldern des Mannes, der in Wahrheit sein Vater war. Und fortan tat er ihm Schaden an, wo er konnte.

Es kam die Zeit, da der König alt ward und starb, und der falsche Königssohn bestieg den Thron und regierte das Land. Nun bedrückte er den Knecht immer grausamer. Der aber verstand gar wohl, warum ihm so geschah; und er sprach zu seinem Pflegling, der in Wahrheit der Königssohn war, und erzählte ihm, was die Leute von ihm redeten, und wie der König einen Haß auf ihn geworfen habe. Und er sprach: „Siehe, ich habe ein großes Erbarmen über dich. Bist du mein Sohn, wie sollte ich nicht trauern, da jener dich vernichten will? Bist du aber der Königssohn, wie sie sagen, dann gebührt dir ein solches Schicksal fürwahr nicht. Darum fliehe aus dem Lande.“ Da versank der Jüngling in Schwermut und fand keinen Rat bei sich. Der König aber verfolgte ihn mit Unbill aller Art, und sein Haß wuchs mit jeder Morgenröte. Endlich wurde jener willens zu fliehen. Sein Pflegevater gab ihm, was er an Gold besaß, und ließ ihm reiche Gewänder anfertigen. Und der Jüngling zog traurig aus dem Lande.

In der Fremde verbrachte er seine Tage müßig, vertrank seine Goldstücke des Abends mit den jungen Leuten in den Schenken und warf sie den gleißenden Tänzerinnen zu. Aber sein Herz blieb schwer.

Der falsche König regierte indessen sein Land

hart und ohne Gnade. Wenn er mit düsterem Angesicht durch die Straßen seiner Stadt hinging und alle sich vor ihm neigten, glaubte er allemal ein Flüstern aus der Menge zu vernehmen, das ihn Sohn des Knechtes schalt. Und er wandte sich finster ab und verhängte neue Pein über sein Volk.

Eines Tages zog er mit seinem Gefolge auf die Jagd, und sie kamen an einen Ort, wo es den König lieblich dünkte zu weilen. Er legte sich unter einem Baum zur Ruhe. Der Baum stand in Blüte und neigte seine Zweige über ein helles Wasser. Da kam es den König an, daß er ein Unrecht verübt und einen Unschuldigen vertrieben habe. Dies legte sich schwer auf seinen Sinn und nahm alle Lust von ihm, also daß er seine Leute umkehren hieß. Als er aber im Palaste weilte, wich die Sorge von ihm, und er tat wie vordem.

In derselben Zeit hatte der wahre Königssohn eines Nachts einen wunderlichen Traum. Er sah einen Markt vor sich, und es wurde ihm im Schlafe befohlen, auf diesen Markt zu gehen, dort würde einer auf ihn zukommen und ihm Arbeit weisen, die solle er auf sich nehmen, auch wenn sie ihm beschwerlich und niedrig schiene. Er erwachte, und der Traum war ihm in die Seele gedrungen. Dennoch schlug er sich ihn aus den Gedanken und lebte bei Spiel und Gelage wie zuvor. Aber der Traum überkam ihn zum andern Mal, und er kam wieder und immer wieder und lastete schwer auf seinem Gemüte. In einer Nacht hatte er den Traum abermals, und er hörte die Stimme sagen: „Willst du dich deiner erbarmen, so versäume dich nicht und tue alsbald, wie dir befohlen ist.“ Da erhob er sich beim Tagesgrauen vom Lager, hüllte sich in das schlichte Gewand eines Dieners, verschenkte, was er noch an Gold und kostbaren Kleidern besaß, an

die Leute in der Herberge und zog zur Stadt hinaus, den Weg, den ihm die Stimme gewiesen hatte. Nachdem er eine gute Weile unterwegs war, sah er in der Ferne einen Markt und erkannte den Ort wieder, den er im Traum gesehen hatte. Gleich zu Beginn des Marktes trat ihm ein Kaufmann entgegen und sprach ihn also an: „Begehrst du Arbeit, so verdinge dich bei mir als Viehtreiber, ich brauche noch einen.“ Dem Jüngling schien es hart, aber der Traum beherrschte ihn, und er willigte ein. Der Kaufmann hieß ihn nun hierhin und dorthin und gebot ihm nach der Art eines rauhen Herrn. Und es erschien ihm ein böses Ding, dienen und mit den anderen Hirten neben dem Vieh einherlaufen zu müssen. Der Kaufmann ritt neben den Herden und strafte die unachtsamen Treiber mit grausamen Stockschlägen. So zogen sie durch einen dichten, dunkeln Wald. Da wichen zwei Tiere von der Herde des Jünglings vom Wege ab und verschwanden zwischen den Bäumen, die so eng nebeneinander standen, daß es schien, als ob sie ihr Geäst zu einer einzigen großen Krone verflochten hätten. Der Kaufmann fuhr auf ihn los und drohte ihn zu töten. Der Jüngling eilte den Tieren nach, und da sie sich im Dickicht stets von neuem seinen Blicken zeigten und verschwanden, geriet er immer tiefer in den Wald. Als er endlich erschöpft innehielt, gewahrte er, daß die Nacht im Walde eingekehrt war. Das Grausen der großen und fremden Wildnis überfiel ihn; schauervoll drang das Brüllen des Getiers zu ihm. Er stieg auf einen Baum und verbrachte die Nacht in dem starken und dichten Gezweige.

Als er am Morgen um sich blickte, standen seine beiden Tiere friedlich unter dem Baum. Er stieg hinab, um sie zu greifen, aber da er Hand an sie legen wollte, flohen sie wieder, und wieder jagte er ihnen nach.

Zuweilen blieben sie in einer Lichtung stehen, um etwas Gras zu fressen; kam er aber heran, so lockten sie ihn wieder tiefer in den Wald. Er folgte ihnen bis in die dichteste Mitte des Waldes, wo die wilden Tiere hausen, die die Furcht nicht kennen, weil sie fern von den Wohnstätten der Menschen sind. Wieder brach die Nacht an, und der Schrei der Wildnis drang gräßlich an sein Ohr. Er bestieg einen sehr hohen Baum, und siehe, da lag ein Mensch. Er erschrak; aber da er gewahrte, daß es ein Wesen war wie er, machte es ihn froh, nicht mehr allein zu sein, und er fragte den anderen: „Wer bist du, Mensch?“ Und der andere fragte ihn zurück: „Wer bist du, Mensch, und woher bist du gekommen?“ Der Jüngling gab ihm Bescheid: „Zwei Tiere, die sich von der Herde entfernten, haben mich hierher verlockt; aber sage mir, wie bist du hierher gekommen?“ Da antwortete ihm jener: „Mich hat mein Pferd an diesen Ort gebracht: ich stieg ab, um zu ruhen, da entlief das Tier, ich jagte ihm nach und vermochte nicht es einzuholen und kam endlich hierher.“ Da besprachen sie sich und kamen überein, daß sie zueinander halten wollten für alle Zeiten, auch wenn sie in das Reich der Menschen zurückkämen.

Als aber die Nacht der Dämmerung zu weichen begann, erscholl die Stimme eines gewaltigen Lachens dröhnend über den Wald hin und machte ihn erzittern, und wie der Sturmwind ergriff sie den Baum, auf dem die beiden lagen, bog ihn zur Erde nieder und schnellte ihn wieder in die Luft, also daß den Jüngling das Grauen überkam. Da sprach sein Genosse zu ihm: „Ich habe jetzt keine Furcht mehr, denn ich bin schon mehrere Tage und Nächte an diesem Ort, und jedesmal, wenn die Finsternis zu schwinden beginnt, braust dieses Lachen über den Wald.“

Der Jüngling antwortete ihm: „Offenbar ist dieses ein Ort der Geister, denn nie, solange die Welt besteht, ist im Reiche der Menschen eine Stimme gehört worden wie diese.“ Bald darauf wurde es lichter Tag, und siehe, da standen die Tiere des Jünglings unter dem Baum, und auch das Pferd seines Gefährten hatte sich eingefunden. Sie stiegen zu Boden, die Tiere entwichen wieder, jeder folgte den seinen in den Wald hinein, und so entfernten sie sich voneinander. Wie der Jüngling dahinlief, sah er plötzlich etwas zu seinen Füßen liegen, und da er sich niederbeugte, war es ein Sack, mit schönem frischen Brote gefüllt. Da stillte er seinen Hunger und war voller Freude, denn was hätte er Besseres finden können in der Wildnis? Als er sich gesättigt hatte, nahm er den Sack auf seine Schultern und folgte den Tieren weiter.

Aber wo der Wald ins tiefste Dunkel mündet und unentwirrbar wird, trat ihm auf seinem Weg ein Mann entgegen, fast nach Menschenart, jedoch so seltsam, wie er noch nie ein Wesen gesehen hatte. Wirre braunrote Haare wehten wie Flammen um sein erdgraues Gesicht, in dem tief eingebettet zwei grüne Augen wie große Malachitkugeln lagen. Sein Gewand schien aus der Haut von tausend Eidechsen gefertigt zu sein. Er blitzte den Jüngling mit den Augen so durchdringend an, daß der gebannt nicht von der Stelle weichen konnte. Das Waldwesen aber sprach ihn also an: „Wie bist du hierhergekommen?“ „Und wie bist du hierhergekommen?“ fragte der Jüngling zurück. Da antwortete es: „Ich bin hier von Uranbeginn, — aber du, wie kommst du hierher? Denn niemals noch gelangte einer aus dem Reiche der Menschen an diese Stätte.“ Da merkte der Jüngling, daß sein Begleiter kein Mensch war. Der Waldgeist aber tat ihm nichts Böses an und fragte noch einmal: „Was suchst du hier?“ Darauf

erwiderte jener: „Ich jage zwei Tieren nach, die sich von meiner Herde entfernt haben.“ Da sprach der Waldgeist: „Genug: nun komm mit mir.“ Der Jüngling ging hinter ihm her und wagte nicht ihn anzusprechen. Unterwegs traf er auf seinen Genossen der Nacht, und er gab ihm ein Zeichen, daß er mitkommen möge. Da bemerkte der den Sack mit Brot auf seinen Schultern und begann ihn anzuflehen: „Mein Bruder, ich habe so viele Tage nicht gegessen, gib mir Brot.“ Er antwortete: „Wie kann ich dir mein Brot geben? Bedenk, womit werde ich mein eigenes Leben fristen in dieser Wildnis?“ Der andere aber bat und drängte weiter und sprach: „Ich will dir mich selbst völlig zu eigen geben als deinen Knecht, wenn du mir von dem Brote gibst.“ Da nahm ihn der Jüngling an als seinen ewigen Knecht, und jener schwur mit Eiden, daß er ihn nie verlassen wolle; und der Jüngling teilte ihm von dem Brote mit, soviel er essen mochte.

Sie folgten nun gemeinsam dem Waldgeist. Und endlich kamen sie aus dem Walde in ein düsteres Tal. Der Boden war von Schlangen und Salamandern bedeckt, die ihre feuchten glatten Leiber übereinander wälzten. Der Jüngling fragte den Waldgeist: „Wie werden wir hier durchkommen?“ Der antwortete: „Scheint dir dieses schon wunderbar, um wie viel wunderbarer wird es dich bedünken, daß du in mein Haus kommen wirst?“ Und er zeigte ihnen sein Haus, das hoch über ihren Köpfen in der Luft stand. Sodann ergriff er sie bei den Händen, hob sich mit ihnen in die Luft und brachte sie unangefochten in sein Haus. Dieses war angefüllt mit absonderlichen Geräten, deren Bedeutung der Jüngling nicht kannte; aber es fand sich auch alles darin, was ein menschliches Wesen zu seinem Unterhalt gebraucht. Der Waldgeist

stellte ihnen gute Dinge zum Essen und zum Trinken im Überfluß auf den Tisch und verließ das Haus, wie er gekommen war. Jene aber blieben und sättigten sich. Da verdroß es den Knecht sehr, daß er sich verkauft hatte um einer Stunde willen, denn nun hatte er ja Speise in Fülle. Er seufzte und stöhnte laut: „Wie komme ich zu einem solchen Leben? Wie komme ich dazu, Knecht zu sein?“ Da fragte ihn der Jüngling: „Von was für einer Größe kommst du denn her, daß es dich dergestalt verdrießt, zu dienen?“ Darauf antwortete ihm jener und erzählte ihm, wie er ein mächtiger König gewesen sei im Reiche der Menschen, und wie sie im Volke geraunt hätten, daß der wahre König als Kind nach der Geburt entfernt worden sei und im Hause eines Knechtes als dessen Sohn lebe, indessen er, des Knechtes Sohn, auf dem Throne sitze; und wie er jenem seither des Bösen viel angetan habe, bis daß er das Land verließ. Und weiter erzählte er, eines Nachts sei ein Traum über ihn gekommen und die Stimme des Traums habe ihm befohlen: „Wirf dein Königtum von dir und gehe hin, wohin deine Augen dich führen, denn du mußt deine Schuld sühnen“; und er habe des Traums nicht geachtet; der aber sei immer wiedergekehrt, und keine Nacht habe er Ruhe gefunden, bis er endlich tat, wie ihm geheißen war, und das Königtum von sich warf und dahinging; und nun ist er ein Knecht geworden. Alles dies vernahm der Jüngling und schwieg; und er verstand, wer sein Genosse war. In der Abenddämmerung aber kam der Waldgeist und reichte ihnen Speise und Trank und bereitete ihnen ein Lager. Gegen Morgen erscholl wieder die Stimme des gewaltigen Lachens über den Wald hin. Der Knecht redete dem Jüngling zu, den Waldgeist zu fragen, was das sei. Und er fragte ihn: „Was ist diese Stimme, die in der Morgenfrühe über den Wald

braust?“ Der Geist sprach: „Das ist das Lachen, mit dem der Tag die Nacht auslacht, wenn sie beim Nahen der Dämmerung ihn fragt: ‚Warum habe ich keinen Namen mehr, wenn du kommst?‘ und da bricht der Tag in ein Gelächter aus und nimmt Besitz von der Erde.“ Nachdem er dies gesagt hatte, verließ sie der Waldgeist wie vordem, und er kehrte erst am Abend zurück. In der Nacht aber hörten sie in einem mächtigen Anschwellen die Stimmen aller Waldtiere; und sie erkannten das Brüllen des Löwen und das schaurige Geheul des schweifenden Pardeltiers und das süße Gurren der Waldtaube und den Schrei des Hirsches, und immer neue Stimmen mengten sich darein. Und erst klang ihnen alles wie ein großes Gewirr; je mehr sie aber ihr Ohr hinneigten, empfanden sie, daß es die erhabene Weise eines wunderbaren Liedes war, also daß sie alles Glück der Erde eitel dünkte gegen die starke Wonne dieses Gesanges. Und es beredete der Knecht den Herrn, den Waldgeist zu fragen, was das sei, und er tat also. Da antwortete ihm der Geist: „Die Tiere des Waldes haben vernommen, daß die Sonne dem Mond ein neues Silbergewand beschert hat. Und da der Mond ihr großer Wohltäter ist und sein Licht über ihre nächtlichen Wege streut, denn die Tiere des Waldes bergen sich am Tag und wachen des Nachts, so haben sie beschlossen, ihn zu ehren mit einem neuen Liede und haben die Weise erdacht, die ihr gehört habt.“ Und da sie sich des verwunderten, fuhr er fort: „Erscheint euch dieses schon seltsam, um wie viel mehr werdet ihr erstaunt sein, wenn ihr meinen wundersamen Stab seht, in dem die Kraft lebt, daß jedes Tier, das man damit berührt, diese Weise singen muß!“

Am dritten Morgen aber führte sie der Waldgeist aus seinem Hause durch die Luft auf den Waldweg,

wo er sie gefunden hatte, und er sprach zu ihnen: „Kehret nun in das Reich der Menschen zurück!“ Da erwiderte ihm der Jüngling: „Wohin sollen wir uns wenden?“ Der Waldgeist sagte: „Forschet nach dem Lande, das genannt wird das närrische Land mit dem weisen König!“ Und er wies ihnen die Richtung des Weges. Zum Abschied aber reichte er dem Jüngling den wunderbaren Stab, von dem er gesprochen hatte, als Gabe, hieß ihn guter Dinge sein und verschwand.

So machten sie sich denn auf den Weg und kamen in den Bereich der Menschen und gingen weiter, bis sie zu dem Lande gelangten, das genannt wurde das närrische Land mit dem weisen König. Das Land war von einer Mauer umgeben, und sie mußten sie mehrere Meilen umgehen, bis sie an das Tor kamen. Als sie eintreten wollten, verweigerte ihnen der Torwart den Einlaß. Da rief der Jüngling: „Das ist fürwahr ein närrisches Land, das keinen Wanderer einläßt!“ Der Mann am Tor erwiderte ihm: „Bislang nannte man unser Land das närrische Land mit dem weisen König, aber nun ist unser König gestorben, und er hat bei seinem Tode befohlen, daß man nach ihm das Land nenne das weise Land mit dem närrischen König, bis einer kommen würde, der es durch seine Weisheit unternähme, den ersten Namen wiederherzustellen, und der solle König werden an seiner Statt. Daher lassen wir keinen ein, er unterfange sich denn solcher Tat. Bist du dazu bereit, so tritt ein.“ Das wagte der Jüngling nicht und trat gesenkten Hauptes zurück. Der Knecht sprach ihm zu, sie sollten nach einem andern Lande ziehen, denn hier sei doch ihres Bleibens nicht. Er aber wollte es nicht, denn er gedachte der Worte des Waldgeistes. Inzwischen gesellte sich noch ein Mensch zu ihnen im schwarzen Kleide, der auf einem ganz schwarzen Pferde saß. Er ritt auf sie zu und blickte

den Jüngling an, dem wunderlich zumute ward; und es war ihm, als sei er gezwungen, mit seinem Stabe das Pferd zu berühren. Er tat es, und das Pferd begann die Mondweise zu singen mit einer gar köstlichen Stimme. Da lachte der schwarze Mann und sagte höhnisch: „Willst du in Ewigkeit nur Spiel und Schabernack treiben mit deinem Stabe? Und ist dir nicht in den Sinn gekommen, daß er dir zu Besserem verliehen ist? Du Tor! Ist dir nicht offenbar worden, daß dies Gerät aus jedem Wesen die eigene Stimme seines Herzens lockt und daß du, solang du es besitzest, jedes Ding aus dem Herzen des Dinges verstehen kannst?“ Und nach diesen Worten wendete der Fremde sein Pferd und ritt davon.

Da verstand der Jüngling, warum ihn der Waldgeist hierher gewiesen hatte; er kehrte zum Tore zurück, begehrte Einlaß und vermaß sich, die Tat zu vollbringen. Die Wache führte ihn zu der Versammlung der Fürsten. Die saßen im Königssaale rings im Kreis und waren in großen Nöten und wußten sich keinen Rat. Und die Fürsten sprachen zu ihm: „Wisse, daß auch wir keine Narren sind, aber der verstorbene König war ein großmächtiger Weiser, also daß wir alle gegen ihn nur als Narren geachtet sind; darum nannte man das Land das närrische Land mit dem weisen König. Und der König hinterließ einen Sohn; auch er ist weise, aber nur so viel, daß er gegen uns ein Narr ist; und deswegen hat der alte König sterbend befohlen, daß der Name des Landes umgekehrt werde, bis einer käme, der ihm an Weisheit gleich wäre und den ersten Namen wiederherstellte. Dem, der das vermag, solle sein Sohn die Herrschaft übergeben. Wisse also, Jüngling, wessen du dich unterfängst, und daß die Prüfung schwer ist. In unserer Stadt ist ein wundersamer und furchtbarer Garten, der in uralter Zeit von

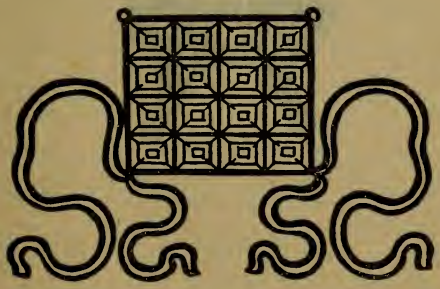
einem Riesengeschlechte gepflanzt wurde. Darin wachsen gewaltige Waffen von Stahl und silbernes Kriegsgerät und goldenes Kriegsgerät auf weitem Feld wie Bäume aus der schwarzen Erde hervor. Betritt jedoch ein Mensch den Garten, dann erheben sich die Geister des vergangenen Riesengeschlechtes, das ihn gepflanzt hat, und verfolgen ihn, und er wird von unsichtbaren Mächten gejagt, bis er aus dem Garten flieht. Nun wollen wir sehen, ob du ein Weiser bist und die Geister zu bezwingen vermagst." Der Jüngling ließ sich den Weg zum Garten zeigen. Ringsum war eine Mauer gezogen, ein verrostetes Tor hing offen in den Angeln, kein Wächter war zu sehen, und im weiten Umkreis gewahrte er nichts Lebendiges. In einer Vertiefung der Mauer neben dem Tor stand hinter silbernem Gitter die Bildsäule eines Menschen mit goldener Krone und goldenem Königsmantel, aber das Antlitz und die Hände waren aus Elfenbein. Über dem Bilde war eine alabasterne Tafel in die Mauer eingelassen, darauf standen in leuchtenden Zeichen die Worte: „Der hier steht, war ein König dieses Landes in alter Zeit, und vor ihm und nach ihm war ewiger Krieg, aber zu seinen Tagen war Friede." Der Jüngling berührte das Gitter, und alsbald sprang es auf. Da verstand er, daß ihm geboten war, durch diesen König die Geister zu bannen und den Garten zu erlösen. Und er ergriff die Bildsäule und betrat mit ihr den Garten und stellte sie in der Mitte des Gartens auf. Nichts regte sich, und er kam in Frieden heraus. Da ging er hin und sagte es den Fürsten an, und sie kamen herbei, und er führte sie in den Garten in Frieden.

Dann sprachen die Fürsten zu ihm: „Wiewohl wir dies gesehen haben, können wir dir doch das Königreich um der einen Tat willen noch nicht geben. Du

mußt eine zweite Prüfung bestehen. Von alter Zeit her ist in unserm Lande ein hoher geschnitzter Thronsessel in einer marmornen Säulenhalle auf einem Hügel in der Mitte des Reichs errichtet. Der Stuhl ist aus dem Holze eines heiligen Baumes geschnitzt und wunderbar verziert mit den Gestalten aller Tiere und Gewächse, die es im Lande gibt. Vor ihm steht ein Tisch, und auf dem Tische steht ein Leuchter mit sieben Armen. Und ehedem war es so, daß jeder, der auf dem Thronsessel saß, das ganze Land überschaute, und es blieb ihm keine Tat geheim, die darin geschah. Und wer die sieben Arme des Leuchters entzündete, erkannte alle Gedanken, die rings im Lande gedacht wurden. Aber seit dem Tode des alten Königs trüben sich dem auf dem Stuhle die Augen, und er sieht nicht mehr, was ihn umgibt; und der Leuchter brennt nicht mehr, wenn man ihn entzünden will. Vom Thronsessel aus aber gehen viele Wege, gleich den Strahlen eines Sternes, nach allen Richtungen durchs ganze Land. Und inmitten jedes Wegs steht ein geflügeltes, goldenes Tier. Und ehedem sangen alle Tiere um Mitternacht eine wunderbare Weise. Aber seit dem Tode des alten Königs verharren sie in Schweigen, und wenn ein Mensch ihnen naht, reißen sie den Rachen auf und verschlingen ihn. Und das ganze Volk lebt in Angst und Bestürzung, und niemand ist, der verstünde, wie all dies gekommen sei. Nun wollen wir sehen, ob du ein Weiser seist und es wiederherzustellen imstande wärest, wie es gewesen ist.“ Und sie führten ihn in die Halle zu dem Stuhle. Und als er ihn ansah, wußte er, daß er aus demselben Holze geschnitzt war, wie der wunderbare Stab, den ihm der Waldgeist geschenkt hatte. Und er ging hinzu und betrachtete ihn genau, um zu sehen, was damit geschehen sei, daß er seine Kraft verloren habe. Da bemerkte er, daß an

der Spitze des Sessels ein winziges geschnitztes Röslein fehlte. Er ging umher und suchte und fand es verborgen unter einem Steine der Halle und fügte es dem Throne ein. Dann betrachtete er den Leuchter und fand, daß er von der Mitte des Tisches um ein weniges abgerückt war, und er brachte ihn an seine rechte Stelle. Hierauf bestieg er den Stuhl und entzündete den Leuchter. Und er überschaute das ganze Land und alle Gedanken und Taten, die vergangenen und die gegenwärtigen. Und er begriff, daß der alte König vor seinem Tode alles mit Absicht so verwirrt hatte, auf daß der Weise gefunden werde, der es wiederherstellen und jedes Ding an seinen rechten Ort bringen könnte. Und er sah die Tiere auf den Wegen stehen und bemerkte, daß auch sie um ein weniges von ihrer Stelle gerückt waren. Und er ließ alle Tiere an ihren alten Ort rücken, und die Tiere ließen die Menschen an sich herankommen. Und als das letzte Tier an seine Stelle kam, da war es Mitternacht, und alle stimmten die wunderbare Weise an.

Da gaben sie dem Jüngling das Königtum. Und er sprach zu seinem Knechte: „Nun verstehe ich, daß ich in Wahrheit der Königssohn bin und du in Wahrheit der Sohn der Magd.“



DIE GESCHICHTE VOM MEISTER DES GEBETS

ES LEBTE EINST EIN MANN, welcher der Meister des Gebetes geheißen wurde. Er diente Gott alle Tage seines Lebens mit Lobpreisung und Gesängen und besaß in diesem Tun eine Kraft und Vollkommenheit, wie sie nie noch auf Erden in der Seele eines Erschaffenen erstanden war. Fern von den Wohnungen der Menschen hatte er seinen Ort erwählt an einem stillen, rings umschatteten See. Zuweilen geschah es, daß er sich aufmachte, die Stätte seiner Sammlung verließ und die Welt der irdischen Geschlechter heimsuchte. Da schloß er sich an diesen und jenen, der ihm von ungefähr begegnete, begann zu ihm zu reden, erhob, von Gesprächen über die Dinge der Erde mit dem zutraulich werdenden Gefährten emporsteigend, dessen Seele und führte sie allgemach dem letzten Sinne alles Seins zu. Und manches Mal ereignete es sich, daß Ohr und Herz des andern sich ihm auftaten und seine Rede eingehen ließen, und dieser Mensch tat eilig alle Bande und alle Lust des Lebens von sich ab gleich einem hemmenden Gewande und folgte ihm. So wuchs eine Siedlung an den Ufern des Sees und festigte sich. Der Meister aber verstand in seinem wissenden Herzen gar wohl, was einem jeden aus seiner Gefolgschaft not tat, um ihm zum heiligen Fluge den Trieb zu geben, und so ließ er den Reichen dürftig und entbehrend leben, daß der schlichte Sinn in ihm wach sei, dem aber, der ein Bettler gewesen war, warf er goldgestickte Kleider über zur Feier seiner Seele.

Indessen schwoll in den Gebieten der Menschen die Klage um die Verschwundenen, und bald wurde dem fremden Manne auf allen Wegen nachgestellt. Aber niemals vermochte ihn einer zu erreichen, denn

ihm war die Gabe eigen, sich in jede menschliche Erscheinung zu wandeln, die er erdenken konnte. Unberührt wirkte er mit seinem Worte und führte, die sein geworden waren, hinweg.

Zu der gleichen Zeit gab es in dem Bereiche der Welt ein Land, das wurde nach der Art seiner Bewohner das Land des Reichtums geheißen. Die suchten und sahen das Ziel ihres Lebens einzig im Gelde und wollten kein anderes Verdienst und keine andere Vollkommenheit anerkennen, als den Besitz. So waren alle Würden und Stufen bei ihnen nach dieser Geltung angeordnet. Es bedurfte eines bestimmten Maßes an Eigentum, um einfach ein bloßer Mensch zu sein; wer nicht so viel besaß, stand tiefer und war in ihrer Schätzung dem Rang nach ein menschenähnliches Tier oder ein kahles Vogelwesen und so, Tier oder Vogel, wurde er gerufen. Wem mehr als jenes Mindestmaß zu eigen geworden war, wurde in der Würde erhoben, und ein sehr Reicher stand den Sternen nah, denn er habe, so meinten sie, die Gewalt der Sterne, die das Gold im Schoß der Erde wachsen lassen. Die Allerreichsten aber, die das Ihre nimmer umfassen oder auch nur überschauen konnten, die erhoben sie zu Göttern über sich und dienten ihnen im Staube. Es war geboten, daß jeder alljährlich seinen Besitz nachweise, auf daß er sich in seiner Würde erhalte oder steige oder falle, und da konnte denn zuweilen aus einem Menschen ein Tier werden und aus einem Tiere ein Mensch. Weil sie nun dergestalt Ordnung, Gesetz und Herrschaft nach dem Willen ihres Glaubens bestimmt hatten und in diesem den einzigen Sinn und das wahre Wesen des Daseins gefunden zu haben wähnten, wuchs und schwoll ihr Stolz ins Ungemessene, und endlich fanden sie, daß es ihrer Erhabenheit gar nimmer gezieme, innerhalb der Grenzen der Welt, unter

den gewöhnlichen Menschen zu weilen, und sie zogen allesamt in ein Gebirge an dem Rande der Erde, denn sie vermeinten, daß es ihnen auch äußerlich anstehe, höher zu wohnen als die übrigen Erdenvölker und auf sie hinabzusehen. So bevölkerten sie in einzelnen Scharen die Höhen des Gebirges, verschütteten die Wege, die von ihnen in die Welt hineinführten, und ließen jedem Berge nur einen heimlichen Zugang. Diese verborgenen Pfade besetzten sie mit Wächtern, die sie unter den Ärmsten und Besitzlosen wählten, denn diese vergaben ihrer Würde nicht allzuviel, wenn sie sich auf dem Wege zu dem verachteten Weltbezirke verweilen mußten. Im Lande jedoch ging es immer wilder und wüster zu. Raub und Mord herrschte überall als das große Mittel zur Vollkommenheit; Barmherzigkeit aber und hilfreiche Darbietung wurde für schändlichen Wahnsinn erachtet. Man brachte den Reichsten, die als Götter galten, Menschentiere zum Opfer, und mancher zögerte nicht, jenen selbeigen sein Leben zu opfern, denn hierdurch hoffte er bei der nächsten Wiederkehr ins Dasein gleichfalls als Reicher und Gott zu erscheinen.

Es fügte sich aber, daß dem Meister des Gebetes Kunde ward von diesem Lande, und sogleich überkam ihn ein abgründiges Mitleid mit den armen Toren, und er beschloß aus all seiner Kraft, sie zurecht zu führen. So machte er sich auf und suchte die Wächter auf und redete ihnen zu, so recht aus dem Quell seines gütigen Herzens, von der Eitelkeit des Geldes und dem wahren Sinn der Welt. Aber sie achteten seiner nicht, denn waren sie gleich bitter arm und würdelos und standen nur auf dem Wege, der zu den gewöhnlichen Menschen führte, so war ihnen die Lehre von der Göttlichkeit des Goldes doch tief und sehnsüchtig im Herzen heimisch. So ließ der Meister sie denn und

wandelte seine Erscheinung und gelangte heimlich in das Land. Da versuchte er alsbald wieder in die erstarrten Seelen der Leute zu dringen, aber all seine innerliche Gewalt war ohnmächtig, und er mußte ohne Werk von hinnen gehen, gedachte aber bald zu neuem Streiten wiederzukehren.

In jenen Tagen weilte auf Erden ein gewaltiger Held, seine Tat war die Eroberung, und er begehrte, alle Länder sich zu unterwerfen. Viele Reiche waren ihm schon untertan und ihre Bewohner lebten friedlich unter seiner schutzreichen Hand. Wer sich ihm ergab, erlitt nicht Schaden an Besitz und Leben, aber er vernichtete jeden, der ihm zu widerstehen wagte. Er pflegte in jedes Land, dem er auf seinem Zuge sich nahte, Boten zu senden und Unterwerfung zu heischen, und erst wenn sie ihm verweigert wurde, kam er mit seinen Waffen über das Volk und machte es sich untertan.

Nun geschah es, daß die Leute im Lande des Reichtums durch Kaufleute, die von ihnen ausgezogen waren in die verachteten übrigen Gebiete der Welt, um dort für ihre Großen neue Schätze zu sammeln, vernahmen, daß jener große Eroberer sich auf dem Wege zu ihrem Reiche befinde und es zu bezwingen gedenke. Eine ungeheuerliche Angst überkam sie. Nicht die neue Herrschaft fürchteten sie dermaßen. Aber sie hatten erfahren, daß der Held das Gold gering schätze, ja mißachte, und nicht dulde, daß man seinen Besitz ehre. Und so war es ihr Glaube und ihre Lebensordnung, die sich des Angriffes zu erwehren hatten. Daher hielt das Volk einen großen Rat; und wieder waren es die Kaufleute, die Umschau in allen Breiten der Erde getan hatten und von einem Lande wußten, dessen Reichtum den des ihren, ja jede Menschenvorstellung weit übertreffe, also daß alle seine Bewohner Götter an Macht durch ihren Besitz seien. Diese,

vermeinten sie nun, hielten sicherlich die Hilfe in ihren goldstrotzenden Händen.

Während aber der Rat tagte, hatte der Meister des Gebetes wiederum einen Gang in dieses seltsame Land getan. Wie das erste Mal, begann er mit den Wächtern zu reden, und sie erzählten ihm, wie ein unbesiegbarer Held ihr Gebiet bedrohe und wie ihre Großen gedächten, in das Land der Götter um Hilfe gegen den Heranziehenden zu senden. Da brach er in ein Gelächter aus und verwies ihnen solche Narretei und sprach ihnen von Gott, dem Quell und Stromziel alles inneren Lebens. Und diesmal folgten die Wächter mit halbem Ohr seiner Rede und zum Ende sagte einer: „Und was soll ich da tun, bin ich doch ein Einzelner und ein Machtloser!“ Da schien es dem Meister, als habe sich schon ein Großes ereignet mit dieser Antwort, und er ging weiter in die Stadt, wo er überall von dem Kriegsmann reden hörte und von der drohenden Not um den Glauben. Er mischte sich unter allerlei Leute, lauschte ihnen und versuchte, ihnen die Nichtigkeit ihres Sinnes zu erweisen. Während sie ihm aber von dem Helden und seinen Taten berichteten, sagte er einmal zu sich selbst: „Sollte er dies sein?“ — und es war, als ob er jenen kenne. Das hatten einige bemerkt, die schon über ihn erbost waren, weil er ihr Gesetz verspottete; die nahmen ihn auf der Stelle fest und brachten ihn vor die Ältesten, auf daß sie ihn richten sollten als einen Lästerer des Glaubens und als einen, der mit ihrem Widersacher im Bunde sei. Die Richter begehrten nun von ihm zu wissen, ob er jenen Eroberer kenne. Der Meister antwortete: „Ich diente vor Zeiten einem Könige. An seinem Hofe lebte ein Held. Ist es dieser, wie ich glaube, der euer Land bedroht, dann kenne ich ihn. Weiter aber sollt ihr wissen, daß dieses Götterland, von dem ihr Hilfe

erwartet, euer Verderben birgt.“ Da hielten sie ihn für einen Narren. Aber gleichwohl fragten sie ihn: „Woher nur stammt dir solche Wissenschaft?“ Worauf er anhub und erzählte:

„Der König, von dem ich euch sprach, besaß ein wunderbares Gebilde, das lieh seine Form von einer Hand mit all ihren Falten und Furchen. Dieses war die Landkarte aller Welten zu allen Zeiten, und was irgend je geschah und geschehen wird, steht auf ihr verzeichnet zu lesen, die Schicksale der Länder und Städte und Menschen und alle Wege auf dieser Welt und die verborgenen Wege zu fernen Welten in fernen Zeiten. Und die Wege aus dem Irdischen zum Himmel: da ist der Weg Henochs und der Weg Mosches und der Weg Elijahus, auf denen sie zum Himmel aufgestiegen sind. Da steht jeglich Ding, wie es gewesen ist zur Stunde, da die Welt erschaffen ward, wie es heute ist und wie es dereinst sein wird. So ist da Sodom aufgezeichnet in seinem Stolze vor der Vernichtung, und da ist Sodom, wie es heute ist, vom Finger des Herrn berührt. Aber nur der König allein vermag in der Hand zu lesen. Und er auch hat mir darauf das Land gewiesen, das ihr das Reich der Götter nennet, und ich habe erkannt, wie es sich verzehren wird in seinen Eitelkeiten und mit sich reißen wird alle, die ihm nahen.“

So sprach der Meister, und alle horchten auf, und der Klang der Wahrheit, der in seiner Rede tönte, pochte an ihre Herzen. So fragten sie weiter: „Nun sage uns, wo ist dein König?“ Einige aber wurden sogleich von ihrer alten Sucht nach dem Golde ergriffen und forschten gierig: „Siehe, wenn er im Besitze solcher Weisheit ist, möchte es wohl sein, daß er uns Wege zeigen kann, die in den Erdenschoß zum Orte des Goldes führen?“ Da ward jener zornig

und rief: „Denket ihr noch immer an das Erraffen? Davon redet mir nimmer!“ „Ei,“ antworteten sie, „sag uns immerhin, wo dein König sich verweilen mag.“ Er sagte: „Heute weiß auch ich nicht zu sagen, wo er ist. Aber ich will euch erzählen, was sich zugetragen hat.“ Und er sprach:

„Es waren ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter.

An dem Hofe des Königs waren Meister mancher Künste und Kräfte. Und der König, welcher der Herr der Hand, der Landkarte aller Welten und Zeiten, war, wußte den Ort jeder Kunst und Kraft, wo sie ihren Urquell hat, der aus den Tiefen der Ewigkeit fließt; und er wußte die Wege zu den Orten. Und fühlte einmal ein Meister, wie die Gnade in ihm ermattete und die Dinge sich seinem Gebot nicht mehr fügten, dann sandte ihn der König an seinen Ort, seine Macht zu erneuern. So war da ein Sänger, der hatte die Gabe, bezaubernde Töne und Worte zu finden und mit ihnen allen Sinn zu ergreifen und alles Herz zu bewegen. Dem wies der König den Ort des unerschöpflichen Liedes, das aus sich selbst in sich zurück klingt und in dem das Blut aller Wesen rauscht. Und da war ein Weiser, den führte der König zum Orte des Lichtes, wo sich die letzten Gründe auftun und keine Schicht dem Auge widerstehen kann. Mir wies er den Ort der Seele, wo der Born des Feuers mir entgegen schlug und die Gewalt meines Gebetes sich in seiner Flut verjüngte. Und gleichermaßen verdankt jener Eroberer, vor dem ihr bangt, dem Könige die Vollendung seiner Unbezwingbarkeit. Denn ihn leitete er den Pfad zu der Stätte, wo das Schwert des Sieges in der Erde stand, dessen Anblick alles Lebendige niederwirft, das ihm den Weg versperrt. Und der König gab ihm das Schwert. Aber von einer Zeit

zur andern mußte er an seinen Ort zurückkehren und das Schwert in die Erde pflanzen, die es zu neuen Kriegen nährte und weihte.

Da aber die Königstochter heranwuchs, berief ihr Vater alle die Seinen, auf daß sie Rat hielten, wer ihr Gatte werden sollte. Und mein Rat war der, man solle sie dem Helden geben. Und so geschah es, und der Held und die Prinzessin hielten Hochzeit. Über eine Weile gebar die Königstochter ein Kind, das war ein lichtes Wunder der Schönheit, und ein Strahlen ging von ihm aus. Es kam mit vollendetem Wissen zur Welt, und nur die Sprache ermangelte ihm noch. Aber aus seinen Mienen war zu lesen, daß es jeglicher Rede inneren Sinn verstand, und auch die stummen Dinge blickte es an, als erzählten sie ihm etwas, und lachte sie an, nicht dem Augenblick erliegend, sondern wie aus großer und heimlicher Kunde.

Da begab es sich aber einmal, daß alle Leute des Königs zugleich gegangen waren, jeder nach seinem Orte, um seine Gabe zu erneuern. Um jene Zeit kam ein großer Sturmwind über die Welt und vermengte in seinem Toben die Elemente miteinander, machte das Meer zum Festlande und das Festland zum Meere und fruchtbare Menschenstätten zur ödesten Wüstenei. Brausend kehrte er auch in den Königspalast ein, hob das wunderschöne Kind der Königstochter auf seine Flügel und trug es in wirbelnder Eile von hinnen. Der König, die Königin, die Königstochter, alle eilten wehklagend ihm nach, aber in der ungeheuern Umwälzung der Elemente fand keiner den Weg, den das Kind hinweggeführt worden war, und so zerstreuten sie sich ziellos und irregeführt in alle Winde. Indessen kehrte jeder von uns von seinem Orte zum Hause des Königs heim, einer nach dem anderen, und jeder fand es verlassen und jeder machte sich in seinem Schmerze auf,

die Verlorenen zu suchen, und wartete nicht auf die Genossen. So sind wir alle voneinander gekommen und suchen einander in allen Weiten."

Dieses sprach der Meister des Gebetes und die Leute hörten seine Worte mit unendlicher Verwunderung. Sie berieten sich untereinander und beschlossen, ihn nicht aus der Stadt zu lassen, damit er, wenn jener Held sich wahrhaftig als sein Freund erweise, bei ihm Fürsprache für sie tue. Denn schon waren dessen Boten ins Land gekommen und begehrten Unterwerfung. Indessen war auch der große Held selbst mit seinen Scharen dem Lande des Reichtums näher und näher gezogen, und während seine Boten noch mit den Mächtigsten des Reiches Zwiesprache hielten, lag er schon mit den Seinen vor den Mauern und harrte des Entschlusses. Als sich nun die Reichen an den Meister um Schutz wandten, sprach er, er wolle in das Lager des Helden gehen, ob er in ihm seinen einstigen Freund erkenne. Und also tat er und traf auf einen der Kriegsleute und begann ein Gespräch. Er fragte: „Welches sind eure Gepflogenheiten und wie ging es zu, daß ihr euch diesem Manne untertan gemacht habet?" Da hob der Soldat eine Erzählung an und berichtete, wie das große Ereignis jenes Sturmwindes über die Kinder der Welt hereingebrochen war.

„Als die Gewalt des Unholdes sich gesänftigt hatte," sprach er, „und die Menschen ihren gewohnten Heimstätten entfremdet und zerstreut hilflos dastanden, bedachten sie, daß sie eines Lenkers bedürften, und sannen, wen sie zu ihrem Könige erheben möchten. Und alle wurden sie einig, daß der, der dem Zwecke des Lebens am nächsten stünde, ihrer aller Herr sein solle. Was aber der wahre Zweck des Lebens sei, darüber waren der Meinungen viele und unterschiedene. Und sie konnten zu keinem Frieden und

zu keinem Beschlusse kommen. Die einen meinten, in der Weisheit das Ziel zu finden; denn was können einem, so sagten sie, alle Dinge Besseres geben, als von ihm erkannt zu werden? Andere aber warfen dagegen auf, die Weisheit sei eitles Spiel ohne das Wort und verzehre sich in ihren eigenen Kreisen, wenn sich zu ihr die Rede nicht geselle, die sie in das Reich des Wirkens und Geschehens führe; das Wort sei des Lebens Sinn. Da gab es nun wieder eine Schar, die erklärte, alles Wissen und Sagen komme vom Anderen oder gehe zum Anderen; aber ganz im Eigenen, von keinem Fremden berührt, walte nur die Schönheit, die ewig in sich selber ruhe; sie allein sei zu suchen, ihr allein zu dienen, der allezeit sich erneuernden Blüte der Welt. Aber andere riefen dazwischen, die Schönheit sei gar nicht wirklich da, ohne einen, der sich ihrer freue; und sie sei ganz und gar nichts als ein Ding und Gebilde der Freude, geheimnisvoll aus Freude geboren, wundersam Freude zeugend allerorten, von Freude umschlossen; Freude sei die Sonne, in deren warmem Licht sich das Leben vollende. Doch waren da wieder einige, die hörten dem verächtlich und mit gepreßten Lippen zu; und alsbald ließen sie sich vernehmen, es sei töricht, solchen flüchtigen und bestandlosen Eitelkeiten zuzustreben; das wahre Ziel des Lebens sei der Tod, und in seiner Luft zu atmen alle Erdentage die einzige Würdigkeit des Daseins. Ihnen jedoch erwiderten welche, der Tod setze nur dem Tatenlosen die Schranke seiner Bahn; wer aber sein Werk schaffe und Ehre gewinne, der könne nicht vernichtet werden, denn er stelle sich fernen Geschlechtern als Bild in die reinsten Stunden ihres Lebens ein und mache sich zum nie verlöschenden Stern urkünftiger Menschenzeiten; Ehre sei der Zweck des Seins, weil sie es mit der Ewigkeit binde. Solchermaßen stritten sie alle

um das Ziel, sieben Tage und sieben Nächte lang, bis es ihnen offenbar wurde, daß da kein Band und keine Brücke war von den einen zu den anderen. Und jede Schar machte sich auf, eine nach der anderen, und jede zog ihres Weges, sich ein Land und einen Fürsten nach ihrem Sinn zu erwählen."

„Ich aber," so sprach der Kriegsmann zum Meister des Gebetes, „und meine Gefährten, eine große Schar, wir waren starke Männer, aber des Redens ungeübt, und wir hatten nicht teil an dem Streite. Doch konnten wir uns an keines der Völker schließen, denn wir fühlten es in unserem Blute und im Schlag unserer Herzen, wie ohne die Kraft das Leben des Sinnes ermangeln würde, wie sie allein es uns wert macht, da zu sein, und über sie hinaus war für uns nichts zu sehen, als sie zu üben und in ihr zu wirken und sie zur Herrin über die Erde zu erheben. Und als die anderen aufbrachen, da machten auch wir uns auf und zogen dahin, und jede lebendige Kreatur trat zur Seite und verbarg sich, wenn wir kamen. Eines Tages aber trat uns ein junger Held entgegen und forderte in ruhevollen Worten Unterwerfung. Und da wir uns weigerten, erhob er ein ungeheures Schwert und hielt es uns entgegen, und der Anblick allein beugte uns insgesamt zur Erde. Wir gelobten ihm Treue, und er trat die Herrschaft über uns an, und seitdem ziehen wir ihm siegend nach von Land zu Land. Aber seltsam, unser Herr sagt, nicht Kraft und Eroberung bedeute ihm den Zweck der Welt; der sei ein anderer, und sein Weg leite zu einem andern Ziel. Uns jedoch ist seine Meinung und sein Wille dunkel, wiewohl in dieser Zeit eine Liebe zu unserem Herrn unsere Herzen berührt und sehend gemacht hat, also daß wir in manches blicken, was uns ehedem verschlossen war, und die Welt uns weiter und heller erscheint."

Als der Meister alles vernommen hatte, begehrte er, vor den Helden geführt zu werden, und so geschah es, und sie erkannten einer den andern und umfaßten einander. Aber der Schmerz um die Verlorenen war über ihnen. Der Held begann von seinem Schicksal zu reden und sprach:

„Als ich damals, nachdem der Sturm die Welt verwüstet hatte, von meinem Zuge zurückkehrte, fand ich mein Haus verwaist und alle meine Nahen waren mir verschollen. Da gebot ich meinen Schritten nicht mehr den Weg, sondern irrte im Zufall umher. Und wie ich so schweifte, kam ich an einen Ort, da wurde meinem Herzen aus sich selbst die Gewißheit, hier müsse der König weilen, und ich suchte, aber ich konnte ihn nicht finden. Da zog ich weiter. Und ein andermal fühlte ich die Nähe der Königin. Und so habe ich auf meinen Wegen die Stätten aller Teuren betreten, ohne einen zu finden. Deinen Ort aber habe ich nicht gesehen, und meine Schritte haben die deinen nicht gekreuzt."

Der Meister antwortete: „Auch ich bin über all die Orte gegangen, an denen die Unseren sich verweilt hatten, um zu klagen, und an jedem Ort war die Klage in das Gezweige der Bäume und in die Kehlen der Vögel eingezogen, und so rauschte und sang sie zu mir hernieder. Und auch über deinen Ort bin ich gegangen.

Denn auf einem Hügel lag ein goldener Glanz gebreitet und wich auch in der Dämmerung nicht, und der Glanz malte auf die steinige Hügelspitze die Gestalt einer Krone. Da wußte ich, hier hat der König gewohnt, und hier lag seine Krone neben ihm, die an keinem Orte weilen kann, ohne ihm ihr Bild zu lassen. Und von ringsumher kam aus der Luft die hohe Klage zu mir, mächtig und einsam wie das Tönen einer

erzenen Glocke. Aber des Königs Spur konnte ich nicht finden.

Und weiter ging ich über eine weite Sandlände, da gewahrte ich am Boden große blutige Tropfen, die standen auf dem Boden und versickerten nicht und trockneten nicht, und in ihnen war es wie der Blick zweier Augen, der drang zu mir empor. Und ich wußte, daß dies die Tränen der Königin sind, die sie aus ihrem Blute geweint hat. Und durch den Sand wisperte die Klage, leise und gebrochen. Aber die Königin war nirgends in der weiten, offenen Fläche zu erschauen.

Ich ging von hinnen, und an einem Morgen traf ich auf einen Bach, über dem floß ein dünner milchiger Streifen, der sich mit dem Wasser nicht vermischte. Und aus dem Bache summte es hervor, still und zärtlich voll, ein weiches, klagendes Wiegenlied, das niemals endete, und scheinbar ohne Wandel in gleichem Maße dahinfliegend, doch immer neue Klänge aus sich gebar. Und ich wußte, die Milch war der Brust der Königstochter entsprungen, als sie dastand und sich um ihr Kind härmte. Aber sie selbst war nicht da.

Und später kam ich in einer Heide an einen riesigen Stein. Ich ließ mich neben ihm nieder und gewahrte, daß er mit Zeichen bedeckt war, und erkannte Linien und Wege, ähnlich jenen, die in der geheimnisvollen Hand des Königs eingeritzt waren. Hier war der Weise des Königs gewesen und hatte versucht, die Tafel der Welten nachzubilden. Und auch aus dem stummen Stein sprach die Klage mit gewaltiger tonloser Stimme, aus allen Furchen wehevoll hervorbrechend.

Ein andermal gelangte ich auf steilem Grat zu einem Ort, wo der Abgrund sich blicklos in das Dunkel hin auftat. Aber das Dunkel war nicht leer, sondern ein Klingen schwebte darin wie von einer Harfe, schwang dahin in den Raum, verfing sich im

Schrankenlosen, kehrte wieder, und war wie eines Herzens Pochen und wiederkehrender Schlag, ein großes Saitenspiel im Dunkel, ein Gesang der Klage. Hier hatte der Sänger des Königs gestanden, und sein Lied hatte den Abgrund gefüllt.

Dann kam ich an eine Wiese, in der ein einziger weitgedehnter Baum stand. Darunter war die Erde aufgewühlt, wie von dem Stoß eines ungeheuern Schwertes. Und aus der Öffnung stieg ein fernes Raunen der Klage. Da erkannte ich deine Gegenwart.

Aber an einem anderen Tage führten mich meine Schritte in ein Waldtal. Da sah ich auf grauem Moose ein Löckchen sonnenblonder Haare liegen, und es war ein Licht an ihnen, als hätten sie die Sonne in sich getrunken. Und rings um mich zwischen den Büschen war ein sanftes Wandeln von nackten Kinderfüßen, und das Gras neigte sich zu beiden Seiten des Wandelns. Aber es war keine Gestalt dazwischen. Und in den Büschen war eine Rede, nicht wie Klage, sondern wie das klare und friedliche Sagen eines Kindes, das aller Zukunft sicher ist. Aber die Rede kam von keinem Munde, sondern hing und flatterte über den Büschen wie Sommerfäden."

Der Held erwiderte: „Über all diese Orte bin auch ich gegangen, aber bei den goldenen Haaren meines Kindes habe ich geweilt und habe geweint, und sieben von ihnen habe ich mit mir genommen. Sie leuchten in den sieben Farben des Regenbogens und sind mein Trost auf allen meinen Wegen.

Als ich mich erhob und weiter zog, traf ich auf eine Schar starker Leute, die habe ich bezwungen und mich an ihre Spitze gestellt, um die Welt für meinen König zu erobern."

Da entsann sich der Meister der Leute im Lande des Reichtums, und er erzählte dem Helden von dem

Wahn, der sie befallen habe, und wie tief sie von ihrer Sucht besessen seien. Er klagte ihm, es dünke ihn ein schier unmögliches Beginnen, ihren Sinn zu wenden. „Denn," so sagte er, „wo immer der Mensch sich daran hängt, etwas zu sein oder etwas zu wirken, da bleibt seine Wurzel im Menschlichen, und aus seiner Wurzel kann er heil werden, und worin immer er sich bindet, im Wissen oder im Worte, in Schönheit oder in Freude, in Tod oder in ewiger Ehre, er vermag durch sich selbst gelöst zu werden und sein Leben zu gründen; wo aber der Mensch sich an den Trug hängt, etwas zu haben, da reißt er seine Wurzel aus dem Menschlichen, und sie saugt ihm kein Heil mehr aus der Menschenerde, und ich weiß ihm keine Hilfe."

Der Held sprach: „Ich habe einstens von unserem Könige gehört, daß es möglich sei, Menschen aus allen Irrungen zu befreien, nur aus der Irrung des Goldes nicht. Für die, so dieser verfallen sind, gebe es nur ein Heil: sie müssen den Weg des Ortes geführt werden, von dem das Zauberschwert seine Kräfte leiht."

Da mußten sie beide wieder denken, wie mit dem König und den Seinen auch die Hand verschollen sei, die Tafel der Welten und Zeiten, und wie der Sturmwind die Wege zu den Orten verschüttet habe, an denen die Kräfte sich erneuern, und die Hand ist nicht da, und der König ist nicht da, die neuen Wege zu verkünden. Und der Schmerz überkam sie mächtiger als je vordem.

Dann bat der Meister um Frist und Aufschub für das belagerte Land, dessen sein Herz sich erbarmt hatte, und der Held gewährte sie. Die beiden vereinbarten noch Zeichen, mit denen sie einander Kunde geben wollten, wenn etwas geschähe, was der eine den andern möchte wissen lassen. Sodann schieden sie, und der Meister zog seines Weges.

Indessen hatten die Leute im Lande des Reichtums, um die Gefahr zu wenden, mehrere von denen, die nicht so viel besaßen, daß sie in ihren Augen die Würde eines Menschen erreicht hätten, ergriffen und sie den Reichen, die ihnen Götter dünkten, als blutiges Opfer geschlachtet. Als sich aber auch dieses Tun als fruchtlos erwies und sie nach wie vor Morgen für Morgen am Fuße ihrer Befestigungen die Schar des Helden in gewaltiger Ruhe gelagert erblickten, beschlossen sie, die gewährte Frist auszunützen und nunmehr Boten in jenes Land zu entsenden, dessen Reichtum so unendlich war, daß seine Bewohner für sie allesamt als Götter galten.

Die Boten zogen aus, wichen aber versehentlich vom rechten Wege ab und verirrten sich. Indem sie suchend in der Welt umherstreiften, begegneten sie eines Tages einem Menschen, der trug in seinen Händen einen goldenen Stab, über und über bedeckt mit funkelnden Steinen, von denen ein Strahlen ausging wie von einem der großen Sternbilder. Sein Hut war mit Perlenschnüren umwunden, die die Schätze aller Meere in sich zu sammeln schienen. Alle Reichtümer ihrer Götter zusammengenommen waren wie ein Kinderspiel gegen den unermeßlichen Wert der Kleinodien, die der Fremde an sich trug. Bei seinem Anblick sanken sie mit den Gesichtern in den Staub und stammelten Worte der Anbetung, denn was konnte ihnen die Erscheinung anderes bedeuten als den Gott über alle Götter. In Wahrheit aber war es der Schatzmeister des Königs, der damals, als der Sturmwind das Angesicht der Erde verwandelte, die Schätze seines Herrn geborgen und sie seither bewacht hatte. Er ließ sie aufstehen und als sie ihn angstvoll fragten, wer er sei, gab er ihnen Bescheid. Da flehten sie ihn an, er möge ihnen den Königsschatz zeigen. Er führte sie

in die Berghöhle, wo die Schätze unübersehbar aneinandergereiht lagen. Da redeten die Boten zueinander: „Wozu sollen wir noch zu jenen Göttern gehen? Lasset uns diesen bitten, daß er mit uns ziehe, denn sicherlich ist er mächtiger als alle Götter, die wir kennen.“ Als sie solche Bitte vor ihn brachten, war er bereit, mit ihnen zu gehen und befahl ihnen, die Schätze zu nehmen und auf ihre Gefährte zu laden; „aber achtet wohl darauf,“ rief er ihnen zu, „dieser Dinge, die der Schmuck der Erde und ein zartes Gewand des Lebens sind, nicht nach Geldesart zu begehren, denn wo einer nach ihrem Besitze verlangt und das edle Gut, das geschaffen ist, Schönheit zu sein und Freude zu wirken, zu eitlem Haben mißbrauchen will, zerfallen sie zu Staub vor den gierigen Augen.“ Das vernahmen die Boten mit unendlichem Staunen, und es währte lange, bis sie den Sinn der Worte erfaßt hatten; dann nahmen sie die Schätze auf und traten mit jenem den Heimweg an. Auf der ganzen Fahrt betrachteten sie die auf den Wagen ausgebreiteten Reichtümer nur verstohlen, mit scheuem und angstvollem Blick, und wenn eines der Juwele sich verschob, wagten sie kaum, es zurecht zu legen.

Im Lande des Reichtums wurden sie mit rauschender Freude empfangen, denn nun wähnten dessen Insassen, vor dem Helden geborgen und sicher zu sein, da sie den Gott aller Götter in ihren Mauern bargen. Der Schatzmeister aber, der das Irren des Landes erkannt hatte, erließ Gesetze, um ihm zu steuern, und verbot den Götterdienst und die Opfer und die Erniederung der Besitzlosen; aber was er auch unternahm und wie er die Leute beredete, es gelang ihm nicht. Da sie ihm aber unablässig von dem Helden sprachen und baten, er möge sie von der Gefahr befreien, ging er in das Lager hinaus und ließ sich vor den Feldherrn

führen. Alsbald erkannten sie einander in großer Freude. Nach einer stillen Weile begann der Held zu reden und erzählte ihm von allen Dingen, die geschehen waren, und auch von dem Meister des Gebetes erzählte er ihm. Dann sprachen sie von dem Lande des Reichtums, und der Held tat seinem Freunde jene einzige Befreiung kund. Da bat der Schatzmeister ihn um neuen Aufschub, und er gewährte ihn. Auch sie setzten noch Zeichen der Botschaft fest, dann trennten sie sich. Der Schatzmeister aber kehrte in das Land des Reichtums zurück und sprach zum Volke: „Nehmet von mir den Rat, wie ihr vor dem Helden bestehen könnet! Fern über Fernen, hinter weiten verschollenen Wegen liegt in dämmerndem Zauber der Ort, von dem das Schwert des Helden seine Kraft und sein Geheimnis nimmt. Diesen Ort müssen wir suchen, und ihr sollet an ihm frei werden in großer Macht und ewige Gewalt empfangen, in der alle Wehr und aller Sieg beschlossen ist.“ Des waren die Leute wohl zufrieden, und sie erbaten von ihren vielgelobten Göttern, den Reichsten des Landes, daß sie selbst den Schatzmeister begleiten sollten. Der aber ließ den Helden seinen Willen und seine Absicht wissen, und im Grauen des nächsten Morgens kam der Held verkleidet zu ihm und schloß sich ihm an. Und auch dem Meister des Gebetes entboten sie Kunde, und auch er kam, um mit ihnen zu gehen, und umfaßte den Genossen in lichter Freude, und nun zogen sie mit den Boten des törichten Landes dahin. Da aber von der Zeit des Sturmwindes her die Erde mit all ihren Wegen verwandelt war, beschlossen sie, so lange von Reich zu Reich zu gehen, bis sie an den rechten Ort kämen.

Nach manchem Wandertage sahen sie die weithingestreckte Mauer eines Landes vor sich. Sie hielten einen Mann an und fragten ihn, welches Land dies sei.

Der Mann erzählte: „Als das große Wetter die Erde heimgesucht und ihre Essenzen vermischt hatte, veruneinigten sich die Scharen der Menschen und kamen in Streit miteinander um den Sinn des Lebens. Und jede Schar ging ihres Weges, ein Volk zu sein für sich und sich einen König nach ihrer Meinung zu erwählen. Und auch wir, die wir erkannt hatten, daß einzig die Weisheit Ziel und Grund alles Bestandes ist, taten also und zogen über die Fläche der Erde, um den Weisen und Wissenden zu suchen, der unser Herr sein sollte. So trafen wir auf einen, der saß da mit zurückgeworfenem Haupte und schaute zu den Sternen. Da fragten wir ihn: ‚Bist du der Weise, der die Welt weiß, also daß seinem Auge kein dunkler Rest standhält, vor seinem Forschen keine Bahn sich verliert, seinem Gedanken die Elemente zulaufen wie die Schafe dem Rufe des Hirten?‘ Er antwortete: ‚Ich weiß um das Leben der Sterne. So weiß ich die Welt.‘ Aber wir sprachen weiter: ‚Und wenn das Beben über die Sterne kommt am Tage der Erneuerung und sie in Stücke schlägt, was weißt du dann?‘ Da schwieg er und gab uns keine Antwort. Und weiter trafen wir auf einen, der lag am Strande und schaute in das Meer, und wir taten unsere Frage. Er sagte: ‚Ich weiß um das Leben des Meeres. So weiß ich die Welt.‘ Da fragten wir ihn: ‚Und wenn die Sonne das Meer trinkt am Tage der Wende, was weißt du dann?‘ Darauf schwieg auch er, und wir zogen weiter. So trafen wir manchen Weisen in seinem Schauen, und eines jeden Weisheit zerschellte an unserer Frage. Einmal aber erblickten wir auf unserem Wege einen alten Mann, der saß auf einem Stein, und seine Augen waren weit und schauend offen, aber auf kein Ding oder Wesen im Raume vor ihm gerichtet, sondern es war ein Schauen, das in sich selbst beschlossen und um-

friedet war. Ihn fragten wir: ‚Bist du der Weise, der die Welt weiß?‘ Da sah er auf zu uns und sprach: ‚Ich weiß um meine Seele. Und sie ist das Firmament, das niemand zerbrechen kann. Und sie ist die See, die niemand verschlingen kann.‘ So neigten wir uns vor ihm und baten ihn, unser Fürst zu sein. Da sah er uns wieder an, und dann ging er mit uns, und wir nahmen uns dieses Land zu eigen.“

Da wußten der Meister und seine Leute, daß jener Weise der verlorene Ratgeber des Königs sein müsse. Sie ließen sich ihm melden, und er kam ihnen entgegen und begrüßte sie in Freuden. Und sie besprachen sich mit ihm über alle Dinge, die geschehen waren und geschehen sollten. Als sie ihm von dem Lande des Reichtums erzählten, sagte er zum Meister: „Es ist wahr, daß die vom Golde Betörten durch den Weg zu heilen sind, der zum Orte des Schwertes führt. Aber du mußt sie über diesen Ort hinausführen, bis du an einen hohen dunkeln Berg gerätst. Wenn du ihn mit wachsamen Augen umschreitest, wirst du eine schmale Spalte gewahren, eben so weit, daß ein Mensch durch sie Eingang finden kann. Über dieser Tür wirst du riesenhafte Vögel in den Lüften ruhen oder sich bewegen sehen, und daran magst du die rechte Stätte erkennen. Die Tür führt zu einer Höhle. In dieser Höhle ist eine Küche, darin in erzenen Kesseln seit Urbeginn die wahre Speise des Menschengeschlechtes bereitet wird. Feuer wirst du nicht gewahren: es strömt aus den Feuerbergen der Erde in tiefen, unsichtbaren Gängen dem Orte zu; die Vögel in den Lüften fachen es mit ihren Schwingen an oder sänftigen es, je nachdem es nottut. Die Speise, die das Feuer kocht, ist es, die den Wahn löst. Doch wisse: nur wer aus eigenem Willen den Ort betritt, wird an ihm heil.“ Das Wort war dem Meister schwer, und er und der

Weise sprachen zu den Reichen, um den Willen in ihnen zu wecken; und der Weise sprach in großer Klarheit von der Nichtigkeit des Geldes, das nur ein leeres Gebilde des Tausches zwischen Menschen sei und in sich keinen Wert und keine Würde habe, sondern Wert und Würde nur von den schönen und erfreulichen Dingen empfange, die es zusammenbringe oder voneinander trage; und der Meister sprach in heiliger Kraft und Glut, wie alles Eigentum an Dingen eitel und bestandlos sei und allein die Seele, die alles Haben von sich abtue, das wirkliche Leben besitze. Diesen Worten lauschten sie achtsamer als in früherer Zeit, aber wie einer Botschaft in einer fremden Sprache, aus deren Dunkel nur hier und da ein verständliches Wort hervorklingt, und sie waren zum Willen nicht zu bewegen. Da war der Meister tief betrübt, und es war ihm nahe, umzukehren. Aber der Weise sagte: „Laß es dich nicht verdrießen. Ich weiß, der Morgen ist nicht fern, da der Wahn der Erde von ihr gehoben wird wie ein Alptraum der Dämmerung. Wenn uns auch der Weg nicht bekannt ist und wir ihn kaum also in den Weiten suchen können, wie ein Blinder sich seinen ertastet, laß es dich dennoch nicht verdrießen, weiter zu gehen, und der Weg wird dir gegeben werden. Und auch mich laß mit euch gehen. Wisse aber, daß ich die Hand, die Tafel der Welten, aus dem Sturm gerettet habe, und ich habe sie verhüllt, und nie begehrte ich sie anzusehen, denn dies ziemt allein dem Könige, dem allein die Kraft gegeben ist, in ihr zu lesen. Auch sie will ich mit mir nehmen, daß sie in meinem Schutze bleibe.“ So zogen sie denn alle vereint von dannen.

Nach einer Zeit kamen sie wieder an ein Land, und wieder befragten sie einen Mann, dem sie an der Mauer begegneten. Er erzählte: „Als das

Wirrsal um den Sinn des Lebens die Menschen auseinander trieb, waren ich und mein Volk die, denen das Wort über alles teuer und bedeutend erschien. Und wir zogen von Stätte zu Stätte, um den Herrn des Wortes zu suchen, der unser König sein sollte. So kamen wir an einen Markt, da stand auf der Rednerbühne ein Mann, der redete zur Menge, und sein Wort schien auf den bloßen Herzen zu liegen wie die Berührung einer Hand. Und wir sprachen zueinander: ‚Nun werden sie hingehen wie eine große Welle und nach seinem Willen tun!' Aber als er vollendet hatte, verließen ihn die Leute gemächlich und gingen ihren Geschäften nach wie vordem, und sein Wort schwebte kaum noch über ihrer Haut. Ein andermal kamen wir an einen Garten, da saßen viele Jünglinge um einen Mann im Kreise, und er lehrte sie und erklärte ihnen die Dinge des Himmels und der Erde, und sein Wort war wie ein Feuerstrom. Und wir sprachen zueinander: ‚Nun wird sein Wort in sie dringen und Wogen brennender Wahrheit zeugen.' Aber als er geendet hatte, legte einer dem anderen Fragen vor, und der gab Antwort nach der Antwort des Meisters, denn das Wort war in ihren Sinnen starr und lahm geworden und lag wie schwere Schlacken da. Und so geschah es uns noch manches Mal. Aber an einem Morgen kamen wir an eine Waldlichtung, da lehnte an einem Baum ein Mann und sang vor sich hin, in einer sonderlichen Weise; denn er sang und sang, und dann schwieg er, da rauschten die Bäume ihm ein Schwesterlied, und als es erlosch, kamen große Stimmen von den Felsen her, und wieder begann er, und da schwiegen die Dinge und lauschten, aber wie er innehielt, wurde ein Vogel gehört und bald ein Chor von Vögeln, und ihrem Verstummen antwortete der Bach und sang. So war des Mannes Lied um ihn und lebte allerorten und

war doch stets anders und neu, denn jedes der Dinge hatte seine eigene gute Art. Und die Dinge und Wesen gaben den Sang weiter, und die Luft selbst wurde zu einem singenden Munde und trug das Lied in die Welten. Und auch uns erfaßte Lust es zu singen, und es kam auf unsere Lippen, und unser Herz war voll davon. Und es war noch in uns, als wir uns vor ihm neigten und ihn baten, als unser Fürst mit uns zu kommen."

Da wußten der Meister des Gebetes und die Seinen, dies konnte kein anderer sein als der Sänger des Königs, und sie ließen sich zu ihm führen. Und sie begrüßten einander in Freuden. Als er die Absicht ihres Weges erfahren hatte, zog auch er mit ihnen.

Mitsammen kamen sie nach langer Fahrt wieder an die Grenze eines Landes, und wieder befragten sie einen seiner Bewohner. Er sprach: „Wir sind die, denen in jenen Tagen des Widerstreites offenbarer als je ward, daß nichts der Schönheit gleicht, die in den Wirbeln beharrt und allen Ansturm wandellos überwindet. So beschlossen wir, die Erde zu durchziehen und ein Wesen der Schönheit zu suchen, um in seine Hände die Herrschaft über uns zu legen. Aber die Zeiten gingen dahin, und noch irrten wir herrenlos umher. Denn allüberall war der Friede der Stirnen versengt von der Gier und der Wohlklang der Hände zerstört durch den Kampf, und die Angst der Seele hatte die Haltung zerrissen, und die Augen waren trübe von sinnlosen Bildern. So waren wir schon nahe daran, an unserem Ziel zu verzweifeln, als wir in einer menschenleeren Wildnis auf eine seltsame Frau stießen. Sie saß in silbergrauem Gewande allein in der Wildnis, und ihr Angesicht war weiß und regungslos. Nie hatten wir eine solche Schönheit geschaut und nie einen solchen Schmerz, wie er über ihr war, also daß sie ganz und gar ein Ding des Schmerzes

schien. Aber er rührte nicht an ihre Schönheit, die aufrecht und unbewegt weiterblühte. Wir knieten vor der Frau nieder und sprachen unsere Bitte aus, sie möge unser Herr und König werden. Dreimal mußten wir unsere Bitte sprechen, ehe sie uns hörte. Beim dritten Male neigte sie ihr Haupt, mehr ihrem Schmerz gehörend als irgend einem Ding der Welt. Und so ist sie seither geblieben, huldvoll uns gebietend, huldvoll Rat gewährend, verharrend in unbezwingbarer Ferne."

So wurde die Königstochter gefunden, und wie einen wundersamen Trost empfing sie den Gruß der Getreuen. Und auch sie zog mit den Leuten ihres Vaters dahin, denn über aller Absicht des Weges ward in ihr wie in ihnen das Gefühl der Bestimmung ihrer Schritte und der Wiederbringung alles Verlorenen mächtig.

Es währte eine Zeit, da kamen sie an ein Land, das lag in Schweigen, und nur mit Mühe konnten sie von einem der Insassen Bescheid erlangen. Er sprach: „Dieses hier ist das Land des Todes, und wir, die wir hier leben, leben unter den Flügeln des Todes. Denn als die anderen Menschen die Gewalt des Endes nicht erkennen wollten, sagten wir uns von ihnen los und zogen aus, den Gesalbten des Todes zu suchen. Aber es war uns lange nicht gewährt, ihn zu finden. Denn wie von uns selbst, ob wir uns auch schon seit Jahren geweiht und bereitet hatten, keiner so vollkommen war, daß er nicht in dieser oder jener Weile einen Augenblick lang den Arm des Lebens um seinen Nacken fühlte, so war überall in der Welt nicht einer, der ganz in den Händen des stummen Herrn gestanden hätte. Die er erfaßt hatte, wehrten sich wie Ertrinkende, und die sich selbst ihm hingaben, waren wie arme betäubte Motten vor dem Lichte; keiner aber wußte mit aller Seele in seinem Dienst zu leben und

allen Sinn des Lebendigseins von ihm zu empfangen. Doch einmal trafen wir am Rand einer Felsenhöhle ein Weib in weißem Haar, das stand starr und ragend, und wir sahen, daß es in den Händen des Todes stand. Auch schien es nicht zu atmen, und so erscheint, wer die Luft des Todes atmet. Und von seinen Augen fielen blutige Tränen auf das Gras vor der Höhle, die töteten alle Halme und drangen in das Herz der in der Erde umhertastenden Keime und töteten sie, und alles Lebendige vor den Füßen des Weibes war verzehrt. So nahmen wir es auf unseren Königswagen und brachten es hierher und gründeten unser Land."

Der Meister und die Seinen ließen sich vor die Königin führen und neigten sich über ihre Hände, und die Königstochter legte ihre Arme um ihren Hals. Doch sie erwachte aus ihrer Starrheit nicht. Aber als der Meister von dem Wege sprach, den sie gingen, und wie das Ziel ihnen heller werde von Pfad zu Pfad, erhob sie sich, um mit ihnen zu gehen.

Mitsammen kamen sie wieder an ein Land, da erzählte ihnen einer, an den sie sich mit ihrer Frage wandten: „Wir sind die Diener der Ehre. Als wir uns von der übrigen Welt getrennt hatten, wollten wir einen Sohn und Erwählten der Ehre zu unserem Könige machen. Und wir forschten, wer so rein und gerade auf seinem Rechte throne und sein Haus errichtet habe auf dem Sinne künftiger Zeiten, daß er würdig wäre, unser Herr und der Priester unseres Gottes zu sein. Aber da war niemand, dem solches zukam in unseren Augen, denn jedes Pfeiles Scheibe und jedes Pflugmessers Acker war die grelle, klirrende Gegenwart. Bis die Sterne uns zu unserem Könige führten. Er saß auf einem Hügel und seine Krone lag neben ihm, aber sein Haupt leuchtete im Glanze einer größeren und unsichtbaren Krone. Sein

Blick war hoch über den Dingen und tauchte in die künftige Zeit. Und die Dinge huldigten ihm ringsum in ihrem Schweigen. Der Wind ehrte die grauen Strähne seines Bartes und das Geröll die Fläche seiner Sohlen. Und in seinen Augen spiegelten sich die Augen der Herrin Ehre, und auf seiner Stirn war der Kuß ihres Mundes. So ehrten wir zur Erde gebeugt den Staub zu seinen Füßen und erhoben ihn zu unserem Fürsten."

An der Schwelle des Palastes trat der König den Seinen entgegen, und vor seinem Gruße schmolz alle Starrheit. In aller Herzen entbrannte die Gnade des Augenblicks. Aber auch jetzt verließ sie das Bild des verlorenen Kindes nicht, und über der Flamme der Gnade schwebte die Wolke der Trauer. Da sprach der König: „Die Zeiten sind erfüllt und die Wege erschlossen, das Irren vollendet sich zum Wissen und der Mangel zur Fülle. So laßt uns nach dem Lande des Kindes ziehen." Und sie zogen mit dem König dahin, festen Fußes und geraden Blickes, und kamen auf dem Wege, den er ihnen wies, in ein Land, das war das Land der Freude. Und sie wurden von dem Volke des Landes in Freuden empfangen. Dieses war das Volk, das in den Tagen des Widerstreites sich der Freude angelobt hatte und in die Welt gegangen war, sich den Frohen der Frohen zum König zu erwählen. Doch da war nirgends ein Lachen, auf dem eine Seele einherfuhr, denn jedes war brüchig und der Bitterkeit offen. Und so suchten sie eine lange Zeit. Aber an einem Morgen kam ihnen auf der Landstraße ein Kind entgegen gelaufen, das lief allein und lachend, mit strahlenden Locken, und breitete die festen, kleinen Arme im Morgenwind. Und es blickte all die stummen Dinge auf der Landstraße an, die Bäume und die Kieselsteine, als erzählten sie ihm etwas, und lachte

sie an, nicht dem Augenblick erliegend, sondern wie aus großer und heimlicher Kunde. Da sprachen die wandernden Leute zueinander: „Wo ist auf Erden eine Freude wie diese? Alle Menschen lachen über irgend ein Geschehen, und ihr Lachen zerschellt an irgend einem anderen Geschehen. Aber dieses Kind lacht seinem Leben zu, als trüge es in sicherem Sinn alles was geschehen wird, und seine Freude nährt sich vom Glanz der künftigen Dinge.“ Und sie erkoren das Kind zu ihrem Herrn.

Das erzählten sie nun dem König und den Seinen. Und während sie noch sprachen, kam das Kind selbst einhergelaufen, lachend, mit strahlenden Locken, und breitete seine Arme dem König entgegen.

Dieses war die Stunde der Freude. Die närrischen Götter aus dem Lande des Reichtums standen da und gafften und konnten ganz und gar nicht verstehen, welches Glück ihre Begleiter überkam, da sie doch nirgends Gold oder Goldeswert empfangen hatten.

Doch auch ihrer wurde gedacht. Der Weg zum Orte der Höhle, in der die heilende Speise bereitet wird, war nun erschlossen, denn die Hand, die Tafel der Welten, war enthüllt, und der König las in ihr wieder wie vordem. Aber der König bestätigte das Wort des Weisen, nur wer aus eigenem Willen den Ort betrete, werde an ihm heil. Und so redeten all die seligen Genossen zu den Männern aus dem Lande des Reichtums, um den Willen in ihnen zu wecken. Jedoch keines ihrer Worte vermochte in den starren Herzen Wurzel zu fassen. Da geschah es aber, daß von den Reichen einer etliche der Goldmünzen, die er bei sich trug, zu Boden fallen ließ. Und das Kind richtete seine Augen darauf, und die glitzernden Scheiben gefielen ihm, und es nahm sie auf und warf sie in die Luft und lachte. Da fiel der Same des La-

chens in die starren Herzen und keimte in ihnen auf. Und die Männer sprachen zueinander: „Wie geht das zu, daß unsere Seele auf diese blanken Dinger gestellt ist?“ Und sie entsetzten sich, und eine Angst vor dem Innern ihres Lebens beschlich sie, und es erschien ihnen toll und ohne Sinn. Aber sie konnten sich nicht losmachen. Und sie riefen zum Meister des Gebetes mit lauter und flehender Stimme: „Bringe uns hinaus!“ So nahm der Meister die Leute aus dem besessenen Lande mit sich und beschritt mit ihnen den Weg und führte sie in die Höhle und gab ihnen von der Speise zu essen. Da erst wurde die ganze Scham des Geldes in ihnen wach, und sie warfen alles Gold, das sie bei sich trugen, wie etwas unsäglich Schmachvolles von sich, und so groß war ihre Scham, daß sie sich auf der Stelle, wo sie standen, mit ihren Händen in die Erde wühlen wollten, um sich zu bergen. Aber der Meister richtete sie durch seinen Zuspruch auf und hieß sie von der Speise nehmen und in ihr Land bringen, daß alle davon kosteten und geheilt würden. Und so geschah es, und die Scham entbrannte im Lande des Reichtums. Und auch die kleinen Leute, die Tiere und Vögel geheißen hatten, schämten sich dessen, daß sie bisher in den eigenen Augen so klein gewesen waren, weil sie kein Geld hatten.

Da aber die Wege erschlossen waren, ging jeder von den Leuten des Königs an seinen Ort, seine Kraft zu erneuern. Und da dies geschehen war und sie wieder Macht hatten über die Seelen des Menschengeschlechtes, sandte sie der König in alle Länder aus, allen Wahn zu heilen, alles Irren zu klären und alle Verwirrung zu lösen. Und die Völker wurden geläutert, und alle wendeten sich dem wahren Sinn des Lebens zu und gaben sich Gott zu eigen.

DIE GESCHICHTE VON DEN SIEBEN BETTLERN

ES GESCHAH VOR ZEITEN, daß ein Land von dem Fluch des Krieges überfallen wurde. Während die waffentüchtigen Männer dem Feind entgegenzogen, brach er vom Rücken her in das Land ein, traf Weiber und Kinder unbewehrt, riß ihr Gut an sich und trieb sie in die Flucht. Also von Not und Schrecken getrieben, eilten die Verjagten durch die Wälder. In der Hast und Verwirrung fügte es sich, daß zwei Mütter je eines ihrer Kinder verloren: es waren ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen, die zusammen gespielt hatten und nun in ihrer Verlassenheit vereint waren. Nachdem sie einen halben Tag weiter gescherzt und sich mit Moos und Steinen vergnügt hatten, begann sie der Hunger zu quälen, sie faßten einander an den Händen und gingen weinend immer tiefer in den Wald. Schließlich gerieten sie auf einen Weg, und nachdem sie ihm eine Weile gefolgt waren, kam ihnen ein Bettler entgegen, der eine gefüllte Tasche an seiner Seite hängen hatte. Sie liefen auf ihn zu und klammerten und schmiegten sich an ihn und baten ihn, er möge sie nicht allein lassen. Da reichte er ihnen Brot und Speise und ließ sie sich sättigen, dann aber hieß er sie getrost und guten Mutes weiter gehen, denn er könne sie nicht geleiten. Während er so sprach, sahen ihm die Kinder ins Angesicht und gewahrten, daß er blind war; und sie verwunderten sich gar sehr, wie er so sicher seines Weges dahergezogen war. Der Blinde aber entließ sie und segnete sie mit dem Spruche: „Möget ihr sein wie ich.“ Die Kinder wanderten weiter. Die Nacht brach über sie herein, sie fanden einen hohlen Baum und legten sich darin zur Ruhe. Als sie am Morgen erwachten, erhoben sie

sich und gingen weiter. Nach einer Weile verlangte es sie von neuem nach Nahrung, und sie begannen zu klagen. Da trat ihnen auf ihrem Wege wieder ein Bettler entgegen, und sie baten ihn, wie sie tags vorher den Blinden gebeten hatten. Jener bedeutete sie, daß er taub sei und sie nicht hören könne, aber er sah, daß sie hungrig und verlassen waren, und speiste und tränkte sie. Als er sich wandte, gewahrte er, daß sie ihm folgen wollten. Da wies er sie an, ihres Weges weiter zu gehen und nicht zu verzagen; und auch er segnete sie mit den Worten: „Möget ihr sein, wie ich.“ Des folgenden Tages, als der Hunger sie wieder zu peinigen begann, begegneten sie abermals einem Bettler, dem sie ihre Not klagten. Er hörte ihnen zu und antwortete, aber sie konnten ihn nicht verstehen, denn er hatte eine schwere Zunge und stotterte. Er reichte ihnen Speise und Trank und tröstete sie, wollte sie aber nicht mit sich nehmen, sondern schied mit demselben Segenswunsche wie die früheren. Am vierten Tag fanden sie einen Bettler mit einem schiefen Halse, am fünften Tag einen Buckligen, am sechsten einen Mann mit lahmen Händen und am siebenten einen mit lahmen Füßen. Jeder spendete ihnen Nahrung und Zuversicht und segnete sie in der gleichen Weise.

Am achten Tag verließen sie den großen Wald und sahen freundlich und glänzend vor sich im Tal ein Dorf liegen. Sie traten in das erste Haus und baten um Brot, und man gab ihnen reichlich. So gingen sie von Tür zu Tür, und als sie das Dorf verließen, hatten sie mehr, als ihre Hände fassen konnten. Da beschlossen sie, von nun an einander nimmer zu verlassen und zuzweit von der Menschen Güte zu leben, und sie nähten sich große Taschen, um die Gaben darin aufzunehmen. Und also durchstreiften sie fortan das Land, und man sah sie auf jedem Markt in der Schar

der Bettler, und bei jedem Fest und bei jeder Hochzeit stellten sie sich ein. Und bald gewannen sich die zierlichen jungen Gestalten die Liebe der Genossen, wenn sie so, zart und einfältig, mit dem Teller in den kleinen Händen zwischen den verwitterten Alten auf den Schwellen saßen. Jeder Bettler im Land kannte die verlorenen Kinder und beschützte sie wie sein eigen Blut, wo er sie traf.

So vergingen die Zeiten, und die Kinder wuchsen heran. Einmal im Jahr war in der Hauptstadt des Landes ein großer Markt, zu dem viele Menschen aus allen Gegenden sich versammelten. Da gab es mancherlei Spiel und Lustbarkeit, alle Hände waren mild und offen, reichlich floßen die Gaben den Bettlern zu, von denen keiner fehlte, und auch sie wurden aufgeräumt und guter Dinge. Sie sahen voller Freude auf die beiden jungen Leute in ihrer Mitte, und in der heiteren Laune des Festes gerieten sie auf den Einfall, die beiden, die von früher Kindheit an stets beisammen geblieben waren, miteinander zu verheiraten. Der Knabe und das Mädchen waren es wohl zufrieden, und es war nur e i n e Sorge: wie man den Ort zur Hochzeit und das Festmahl bereiten könne. Doch war auch dafür bald Rat gefunden. Einer der Bettler schlug vor, man möge bis zum Geburtsfeste des Königs warten, da würde es der Speisen und Getränke für das Bettelvolk in Fülle geben; alles, was sie an Braten, Kuchen und Wein bekämen, möge man sammeln und die Hochzeit damit ausrichten. So geschah es. Am Vorabend des Festes aber hatten die Bettler eine Höhle vor der Stadt mit grünen Reisern und Feldblumen ausgeziert, große Steine zu Tischen zusammengeschoben und einen Baldachin aus blühendem Buschwerk bereitet.

Alle Bettler kamen zur Hochzeit und brachten

ihre Gaben, und alle waren voller Freude. Inmitten des Glücks aber gedachte das Brautpaar des Tages, da sie als kleine Kinder im Walde verloren gegangen waren, und des blinden Bettlers, der ihren Hunger liebreich gestillt und sie getröstet hatte. Und ihre Herzen wurden bange vor Verlangen, den Alten wiederzusehen. Während sie so saßen und ihrer Sehnsucht nachsannen, beschattete sich der Eingang der Höhle, und in der Öffnung erschien eine gebeugte Gestalt, dunkel gegen den lichten Himmel. Eine Stimme sprach: „Sehet, hier bin ich," und sie erkannten den ersten Bettler, der ihnen im Walde begegnet war. Er sprach weiter: „Ich bin gekommen, um euch meine Gabe zur Hochzeit darzubringen. Einst, da ihr Kinder wart, habe ich euch gesegnet, ihr möget sein wie ich. Heute schenke ich es euch als vollendetes Geschehen, daß ihr ein so langes Leben haben möget wie ich. Ihr meinet, ich sei blind. Aber ich bin nicht blind. Sondern also ist es, daß alle irdischen Zeiten zu mir nicht aufsteigen und mir nicht für einen Augen-Blick gelten. Ich bin sehr alt und noch gar jung, und ich habe noch nicht angefangen zu leben. Und das ist nicht mein eigen Wähnen, sondern der große Adler hat es mir eröffnet und zugesprochen. Und also hat sich dieses ereignet:

Es geschah einst, daß eine Schar von Männern auf wohlausgerüsteten Schiffen eine Fahrt aufs Meer unternahm. Da aber gerieten sie in einen großen Sturm und unterlagen ihm dermaßen, daß sie nichts als das Leben retten konnten, indem sie schwimmend ein Eiland erreichten, das sich ihnen unverhofft geboten hatte. Wie sie die kleine Insel durchstreiften, sahen sie in ihrer Mitte einen Turm sich erheben, sie betraten ihn und stießen in ihm zwar auf keine lebendigen Gestalten, fanden aber gleichwohl alles, was der Notdurft des

Lebens dient. Als der Abend anbrach, hatten sie durch eine Rast die Müdigkeit der Körper besiegt und sich um ein heiteres Licht versammelt. Einer unter ihnen kam mit dem Vorschlag, man möge erzählen. Jeder möchte die älteste Begebenheit, deren er sich entsinne, und den ersten Ursprung seines Gedenkens vorbringen. Da ihrer aber Greise sowohl als Jünglinge waren, erwiesen sie dem Ältesten die Ehre und baten ihn, zuerst zu erzählen. Der war ein meeralter Mann und sprach mit einer Stimme, die wie aus der Ferne kam: ‚Was soll ich euch erzählen? Ich erinnere mich des Tages, da man den Apfel vom Zweige schnitt.' Da erhob sich der Zweitälteste und sprach: ‚Ich aber denke noch der Zeit, da das Licht brannte.' Und der dritte, der noch jünger war, rief: ‚Ich weiß mich zu entsinnen der Tage, da die Frucht sich zu formen begann.' ‚Mein Gedenken aber,' fügte der vierte ein, ‚reicht bis zu der Stunde, da der Same in den Blütenkelch fiel.' ‚Und mir ist noch gegenwärtig,' sagte ein fünfter, ‚wie der Geschmack der Frucht in den Samen einging.' ‚Und mir,' setzte der sechste ein, ‚wie der Geruch der Frucht in den Samen einging.' ‚Und mir ist noch inne,' sprach der siebente, ‚wie die Gestalt der Frucht sich dem Keim verband.' Ich aber — so redete der blinde Bettler weiter —, der ich damals noch ein Knabe war, bin auch mit ihnen gewesen. Und ich sagte zu ihnen: ‚Ich entsinne mich aller dieser Begebenheiten, und ich entsinne mich des Garnichts.' Und sie waren alle voller Staunens, daß die Jüngsten das früheste Gedenken hatten und das Kind von dem urältesten Geschehen wußte. Da kam der große Adler und pochte an den Turm und hieß sie alle heraustreten nach ihrem Alter: den Knaben hieß er vor allen gehen, denn er war in Wahrheit der Älteste im Gedenken, und den Ältesten führte er zuletzt hinaus, denn er war in Wahr-

heit der Jüngste. Und der große Adler sprach: ‚Möget ihr euch erinnern, wie ihr vom Mutterleibe gelöst wurdet, oder wie ihr wuchset im Mutterleibe zur Zeit, da ein Licht auf dem Haupte des Kindes brennt, oder wie sich eure Glieder zu formen begannen im Mutterleibe; möget ihr euch der Stunde entsinnen, da der Same in den Mutterschoß fiel; möget ihr gedenken eures Geistes, ehe er in den Samen einging, oder eurer Seele, oder eures Lebens, ehe es in den Samen einging: — dieser Knabe ist über euch allen, denn ihm weben noch im inneren Sinn die Schatten des Uranfangs, und der Flügelschlag an der Schwelle des Werdens tönt noch in ihm nach, und der Anhauch des großen Nichts ist von ihm nicht gewichen. So steht er auf den Abgründen der Ewigkeit wie auf heimatlichem Boden.‘ Und weiter sprach der große Adler zu ihnen: ‚Höret auf, arm zu sein und euch an fremdem Tische zu nähren, wendet euch den Schätzen zu, die euch gegeben sind, sie zu nützen. Geister, eure Körper sind zerschlagen, die Schiffe, auf denen ihr gekommen seid; siehe, sie werden wieder erbauet werden und wiederkehren.‘ Zu mir aber sprach er, und seine Stimme kam aus den Wolken und war wie die Stimme eines Bruders: ‚Du komm mit mir, und sei mit mir, wo immer du wandelst, denn du bist wie ich, du bist alt und gar jung, und hast noch nicht angefangen zu leben, und so bin ich, alt und gar jung, und die Zeiten der Zeiten sind vor mir. Und so mögest du bleiben.‘ Also sprach der große Adler zu mir. Und dieses, ihr Kinder, schenke ich euch heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich.“ Und mit diesen Worten des blinden Bettlers ging ein Rauschen großer Freude durch die Höhle, dem Bräutigam aber und der Braut stand das Herz still vor der Berührung des Wunders.

Am zweiten Tag der Hochzeit saß das Brautpaar schweigsam in der Reihe der Fröhlichen und gedachte voller Wehmut des zweiten Bettlers, des Tauben, der sie gespeist hatte, als sie in dem großen Wald umherirrten. Während sie ihn herbeiwünschten, sahen sie ihn schon vor sich stehen, ohne daß sie sein Kommen gemerkt hätten. Und er redete zu ihnen: „Hier bin ich, da ihr nach mir verlanget, und bin gekommen, daß ihr durch mich besitzen möget, was ich einst als Segen über euch sprach, ihr sollet sein wie ich. Ihr wähnet, ich sei taub. Ich bin nicht taub. Mein Ohr vermag nur dem großen Schrei der Not, der aus der Welt aufsteigt, keinen Eingang zu bieten. Denn die Stimme jeglicher Kreatur ist aus der Not geboren. Zu mir aber dringt all ihr Rufen nicht hin, und mein Herz wird von der Angst der Schöpfung nicht erfaßt. Und mit dem Brot, das ich esse, und dem Wasser, das ich trinke, lebe ich ein gutes Leben ohne Not und Gier. Des habe ich ein Zeugnis aus dem Munde der Leute, die in dem Reiche des Überflusses leben. Deren war einst eine Schar versammelt, und sie rühmten sich hoch und mit gar großen Worten des herrlichen Lebens, das sie in ihrer Heimat lebten, wo alles in Fülle gedieh. Da sprach ich, der zugegen war: ‚Euer Leben ist eitel und ein unseliges Spiel vor dem meinen.‘ Da maßen sie meine graue Tracht und meine Bettletasche und lächelten über mich als über einen Toren. Ich aber sprach zu ihnen: ‚Nun wohl, so wollen wir prüfen, wes Leben das bessere sei. Ich weiß ein Land, das war einst ein großer, wunderbarer Garten, wo in unerhörter Üppigkeit die köstlichsten Früchte der Erde gediehen, deren Anblick, Duft und Genuß alle Sinne der Bewohner dermaßen erfreuten und erquickten, daß es ihnen dünkte, nimmer und nirgends könnte die Wonne ihres Lebens übertroffen werden. Über all ihr

Gebiet war ein Gärtner gesetzt, der mit Weisheit hegte und pflanzte und die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes jedes Jahr von neuem schuf. Aber es geschah eines Nachts, daß der Gärtner entschwand, und niemand wußte seinen Ort. Da verging der Segen von Jahr zu Jahr, die blinden Triebe wucherten in Menge, die Wildnis überzog das Land, und von Ernte zu Ernte minderte sich der Ertrag. Dennoch hätten die Insassen von dem reichen Nachwuchs sich nähren und in Freuden leben können, wäre nicht ein anderes Unheil über sie hereingebrochen. Ein fremder grausamer König kam mit seinen Scharen gezogen und machte sich das Land zu eigen. Er vermochte ihren Garten nicht, wie er es gern gewollt hätte, in seiner unverwüstlichen Triebkraft zu vernichten; so beschloß er, die Reinheit der Sinne seiner Einwohner zu zerstören, und ließ, während er auf seinem Eroberungszuge weiter eilte, die drei zügellosesten und verderbtesten Scharen seiner Knechte zurück. Diese lebten von nun an unter den Leuten des Landes, steckten sie mit ihren Lastern an und brachten Bestechung und Verleumdung und Buhlerei unter sie. Da verdunkelten sich den Leuten die einst von der freien Unschuld des Gartens genährten Sinne, ihre Augen sahen nur Trübe und Finsternis, ihr Mund schmeckte nur Bitterkeit, und ihr Geruch nahm nichts wahr, als den Gestank der Fäulnis, so daß es sie vor der Nahrung, die der Garten bot, ekelte, daß seine Düfte sie betäubten und sein Anblick ihnen zum Grauen wurde. Nun also gehet hin, ihr Söhne des Überflusses, und helfet jenen aus der Fülle eures guten Lebens.' Da machten sich die Leute auf und zogen mit mir in das Land des Gartens. Als sie aber dort anlangten, waren die Greuel der Verderbnis so groß, daß ihr Anblick den Reichen selbst die Sinne verwirrte und der Geschmack

ihres Mundes ihnen widerlich ward. Da sprach ich zu ihnen: ‚Nun ist es euch wohl inne geworden, daß all euer gutes Leben diesen nicht zu helfen vermag.‘ Und ich versammelte die Leute des Gartens und bot ihnen von dem Brot und dem Wasser, das ich in meiner Tasche trug, und ich verteilte es unter sie alle. Und siehe, die Güte meines Lebens überkam sie, und sie schmeckten in meinem Brot und in meinem Wasser alle Wohlgerüche und jeglichen Wohlgeschmack aller Speisen der Welt. Ihre Sinne gewannen ihre Helle und Reinheit wieder, und sie verabscheuten ihr verirrtes Leben und erhoben sich und jagten die Knechte des grausamen Königs aus dem Lande. Und alsbald stand der verlorene Gärtner in ihrer Mitte, und jeder sah und fühlte den alten Segen wiederkehren. Also schauten die Leute aus dem Reiche des Überflusses, wie durch mich jene erlöst worden sind, und sie erkannten die Macht und Fülle meines guten Lebens. Euch aber, ihr Kinder, schenke ich es heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich.“ Und wie der taube Bettler dies gesprochen hatte, zog wieder der helle Jubel durch die Höhle, und der zweite Tag des Festes verging in strahlender Freude.

Aber als der dritte Morgen anbrach, überkam das Brautpaar wieder die Bangnis, und übermächtig wuchs in ihnen die Sehnsucht nach dem dritten Bettler, dem Stammler, der sie im Walde gespeist und gesegnet hatte. Und wie sie zueinander redeten: „Daß man doch wüßte, wo er weilt, ihn zu rufen und zu laden!“, da stand er vor ihnen, wunderbar, als käme er aus dem Herzen der Erde, und nahm sie in seine Arme und sprach mit klarer und lauter Stimme: „Einst habe ich euch gesegnet, ihr möget sein wie ich; und heute soll mein Segen auf euch herabkommen und an euch offenbar werden. Ihr wähntet, Stammeln sei meine

einzige Rede, aber nicht also ist es, sondern die Laute der Welt, die nicht Gottessinn und Gottesweihe tragen, sind nur unwürdige Trümmer des wahren Wortes und klingen wie Scherben in meinem Munde. Mir ist gar große Macht der Sprache geschenkt, und das edelste Lied ist mir beschieden als dem Herrn der Sänger, und da ist kein Geschaffener, der mir nicht lauschte, bis mein Ton durch seine Seele zittert, wie der Ton der reinsten Glocke durch die klare Luft. Und in dem Lied ist eine Weisheit, die über aller Weisheit der Welt ist. Dieses ist mir gewiß aus dem Munde des gewaltigen Mannes, der da heißt der Mann der wahren Gnade. Denn ich gehe über die Erde und sammle alle Guttaten und alle Werke der Gnade und bringe sie jenem Manne. Und aus den Guttaten und den Werken der Gnade wird die Zeit geboren und erneuert sich in ewigem Strom. Denn die Zeit ist kein festes Ding und kein Sein von jeher, sie ist ein Ding, das geschaffen wird, und aus dem Tun der Seelen wird sie geschaffen. Ich will euch erzählen die Sage der Sagen, welche die urtiefe Wahrheit ist. An dem letzten Abgrunde des Raumes steht ein Berg, und auf dem Berge lagert ein Fels, und dem Felsen entströmt ein Quell. Aber wisset, daß jeglich Ding der Welt ein Herz hat, und auch die Welt selbst hat ein Herz. Und jener Berg mit dem Fels und dem Quell steht an dem einen Ende des Raumes, wo der letzte Abgrund beginnt, und das Herz der Welt steht an dem anderen Ende des Raumes, wo der erste Abgrund endet. Und das Herz der Welt steht da dem Quell gegenüber, und es schaut aus nach ihm über die Fülle des Raumes und über alle Dinge hin, die im Raume sind, und es bangt nach dem Quell mit großer Bangigkeit, zu ihm zu kommen. Und das Herz schreit nach dem Quell immerdar. Ist es aber

ganz ermattet und will ein Weilchen ruhen und aufatmen aus seiner Not, dann kommt ein großer Vogel und spreitet seine Flügel über ihm aus, und dann ruht es eine Weile in ihrem Schatten, aber auch in der Ruhe noch weiß es den Quell und schaut ihm entgegen. Und nach der Ruhe hebt es sich auf, zu dem Quell zu gehen. Aber wie es nur sich ihm entgegenregt, sieht es den Hang des Berges nicht mehr, den es bislang sah, und es vermag nicht mehr dem Quell entgegenzuschauen. Und würde sein Schauen zum Quell ganz und gar enden, dann müßte es vergehen, denn sein Leben ruht in dem Quell und in der Bangigkeit nach ihm. Und mit dem Herzen müßte die Welt vergehen, denn ihr Leben und das Leben jeglichen Dinges ruht in ihm, und nur aus ihm hat alles seinen Bestand. Aber wie es den Hang des Berges nicht mehr sieht, da wird die Bangigkeit, den Quell zu schauen, größer denn die Bangigkeit, zu ihm zu kommen, und das Herz der Welt kehrt zurück an seinen Ort. Dem Quell aber ist nicht Dauer gegeben, denn er ist jenseits der Zeit und kann aus sich selbst kein zeitliches Leben gewinnen. Und so müßte er ewig im Zeitlosen verborgen bleiben und könnte nie dem Herzen offenbar werden. Aber er empfängt von dem Herzen ein zeitliches Leben. Denn das Herz schenkt ihm Einen Tag und bringt ihn ihm als Gabe dar, und so dauert der Quell. Und wenn der Tag sich neigt und in den Abend mündet, dann sprechen sie zueinander Worte des Abschieds und des letzten Segens, und das Lied des ewigen Bangens steigt auf. Und das Herz steht in großem Bangen und will vergehen, denn es hat nicht mehr zu geben als Einen Tag, und die Angst ist über ihm, daß der Quell ihm entrückt werde über die Schranke der Zeit. Aber der Mann der wahren Gnade wacht mit

wissenden Augen über Herz und Quell. Und da der Abend sich zur Nacht weitet und das bange Lied durch die Nacht tönt, schenkt er dem Herzen einen neuen Tag, und das Herz schenkt den Tag dem Quell. Aber wisset: die Zeit, die der Mann der Gnade vergibt, hat er aus meiner Hand. Denn ich gehe über die Erde und sammle alle Guttaten und alle Werke der Gnade. Und ich spreche über ihnen die Worte der großen Einung, und sie werden selbst zur Melodie, und diese bringe ich dem Manne der wahren Gnade, und er schafft aus ihr die Zeit; denn Zeit wird aus Melodie geboren und Melodie aus Gnade. Und so entströmen dem Liede die Tage und kommen zum Herzen und vom Herzen zum Quell, und so dauert die Welt und besteht in ihrer Bangigkeit. Mir aber füllen ewiglich Wort und Lied die Seele. Und dies schenke ich heute euch, ihr Kinder, als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich." Schweigend, die Stirn geneigt vor dem neuen Glück, empfingen die beiden die Rede des Bettlers, und still, aber im Herzen seligen Liedes voll, verging ihnen der dritte Tag.

Am vierten Morgen kam wieder eine Sehnsucht zu ihnen nach dem Bettler mit dem schiefen Halse, der ihnen einst so viel Güte erwiesen hatte. Und wieder stand er, wie von ihrem Verlangen gerufen, unversehens vor ihnen und sprach: „Ich bin gekommen, meinen Segen vom Walde her, da ihr Kinder waret, in reiner Erfüllung zu erneuern. Vermeinet ihr nicht, ich hätte einen schiefen Hals und vermöchte nicht geraden Antlitzes euch ins Auge zu schauen? Sehet, ich habe einen aufrechten Hals wie ihr. Aber ich wende immerdar mein Angesicht von den Eitelkeiten der Menschen und mag meinen Atem nicht mit ihrem Atem mischen. Mein Hals und meine Kehle jedoch sind derart wohlgebaut, daß ich alle Stimmen der Welt,

die nicht Rede und Wortgebärde sind, aus meiner Kehle erzeugen kann, und es gibt keinen so fremden Klang, daß ich ihn nicht in seiner vollen Art bilden könnte. Und das ist mir bestätigt von den Leuten im Lande der Musik. Denn es gibt ein Land, da sind sie alle der Flöte und des Saitenspiels kundig, und die Weisen schallen tausendfältig und doch verschwistert durch die Straßen, und noch das Lallen der Kinder ist dort ein wundersamer Gesang. Und jeder fühlt in seiner Kehle mannigfaltige Stimmenfülle, und die Stimmen drängen sich in ihm und gebieten, sie zu singen und freizumachen. Einmal erzählten sich die Meister jenes Landes von den Stimmen, die in ihnen lebten, wie nicht bloß der lebenden Dinge Ton zu ihnen komme und sie bitte, ihm durch ihren Mund zur Freiheit und Vollkommenheit zu helfen, sondern wie auch die Seele der Harfe und der Laute und der Viola sich ihrer Seele vermählten und aus ihr redeten. Da rief ich, der ich mit ihnen war, sie an und sprach: ‚Meine Stimme faßt all der euren vielfältigen Beruf in sich und mehr als dies; denn sie ist aller Klänge teilhaftig, die nie zu euch gelangten. Denn von Uranbeginn haben alle Wesen, denen das Wort nicht gegeben ist, nach meinem Kommen verlangt, sie zur reinen Stimme zu bringen, und das im Ton zu heben, was in ihrem Herzen zu innerst lag. Und wollet ihr meine Macht schauen und eure an ihr messen, wohlan! Es gibt zwei Menschenreiche, die sind tausend Meilen fern voneinander. Und kommt die Nacht, dann ist den Menschen jener Reiche kein Schlaf gegeben, sondern sie stehen umher, das Gesicht an die Mauer gepreßt, oder wandeln umher, mit müden Händen die Schläfe umfassend, und klagen eine bittere Klage, alle, Männer, Weiber und Kinder. Und die Tiere winseln, und die Bäume seufzen, und die Wasser rauschen trau-

rig, und noch von den Steinen steigt eine starre Wehklage auf. Wohlan, ihr Meister, helfet jenen Reichen, besieget die klagende Stimme mit euren Stimmen!' Da begehrten sie, ich möge sie zu dem einen der Reiche führen, und ich führte sie und brachte sie dahin. Und es war Abend, als wir an die Grenze jenes Reiches kamen. Und wie wir an der Grenze waren, da begannen sie selber alle zu klagen eine gar bittere Klage, und ihre Stimme einte sich dem großen Klagechor, der aus dem Lande aufstieg. Da sprach ich zu ihnen: ‚Ihr sehet nun, wie eure Macht erliegt und hilflos von einer größeren mitgerissen wird. Ich will euch aber erzählen, wie es mit diesem Ding beschaffen ist. Es gibt zwei Vögel, ein Männchen und ein Weibchen, und sie sind ein einziges Paar, und keine anderen ihrer Art sind in der Welt. Eines Tages fügte es sich, daß sie voneinander kamen und einander nicht wiederfinden konnten. Da gerieten sie in Angst, und indem sie suchend einander sich zu nähern wähnten, flogen sie immer weiter auseinander und flatterten und riefen, bis sie endlich ermattet niedersanken und nimmer hofften, einander wieder zu finden. Da ließ sich jedes in dem Geäste des nächsten Baumes nieder. Und es traf sich, daß das eine in dem einen, und das andere in dem andern der zwei Reiche war, und die tausend Meilen lagen zwischen ihnen. Und da klagen sie die Klage ihrer Sehnsucht, jedes an seinem Ort in die Ferne hin. Am Tage kommen alle Vögel aus den Wäldern ringsum zu jedem der beiden und trösten es mit tausend zwitschernden und gurrenden Rufen und sprechen ihm zu, es werde sein Gemahl wiederfinden; und so schweigt das Herz der beiden am Tage, wiewohl es zittert und voller Trauer ist, und sucht sich Frieden im Troste. Aber wenn der Abend kommt und die Scharen verflogen und die Laute verstummt sind,

dann fühlt jedes wieder ganz und gar, wie allein es in der Welt ist, und hebt seine Klage an. Und da die Klage ertönt, ist sie gar laut und weithin hallend, und keiner, der sie hört, kann ihr widerstehen, alle zwingt sie einzustimmen, und greift von Mund zu Mund, und erfaßt immer neue Stimmen, und zieht wie gewaltige Flut durch das Land. Und da die Klage also durch das Land geht, ist aller Wesen inneres Weh in ihr, denn jedes Dinges heimlicher Schmerz hat sich an seinem Erbarmen entzündet. So stehen die zwei Reiche in Klage Nacht für Nacht.' Da sprachen die Meister zu mir: ‚Wohlan, und du, vermagst du ihnen zu helfen?' Und ich sprach zu ihnen: ‚Fürwahr, ich vermag es. Denn da die Stimmen aller Dinge in mir lebendig sind und jede Stimme mir ihr Leid verkündet hat, bin ich des Leidens aller Dinge voll. Und also, dieweil euch euer Erbarmen übermannt und zu einer Beute der Klage macht, ist mein Erbarmen der inneren Herzen kundig und ist gesammelt zur Tat.' Und ich führte die Meister hinweg, um sie von der Klage zu befreien, und kam mit ihnen in ihr Land zurück, das zwischen den zwei Reichen lag. Und da ich nicht bloß die Stimmen aller Dinge erzeugen kann, sondern sie auch zu werfen vermag, wohin ich will, also daß die Stimme, die ich bilde, nur an dem Orte gehört wird, an den ich sie werfe, wie fern er auch sein mag, schuf ich in meiner Kehle die Stimme des Männchens und warf sie zum Weibchen hin, und schuf die Stimme des Weibchens und warf sie zum Männchen hin. Und so hörten die zwei Vögel einander in meiner Stimme, und sie zitterten und saßen still auf ihren Zweigen und konnten sich nicht regen. Dann aber flogen sie auf und flogen mit steter Gewalt dem Rufe zu. Und sie fanden einander an dem Orte, wo ich mit den Meistern saß. So wurde die Klage gelöst. Euch aber, ihr Kinder,

schenke ich dies heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich.“ Da zogen das große Erbarmen und die helfende Kraft in die Herzen der beiden ein.

Am fünften Tage drang in ihre Freude die Erinnerung an den fünften Bettler, den Buckligen, und sie sehnten sich sehr nach ihm, daß er an ihrem Feste teilhabe. Da stand er schon vor ihnen und faßte ihre Hände und sagte: „Hier bin ich, zu eurer Hochzeit gekommen, meinen einstigen Segen zum Geschenk zu wandeln. Ich sprach es über eurer Kindheit, ihr möget sein wie ich. Euch dünkt, ich sei bucklig; das ist ein Schein und eitel Trugwerk und kommt daher, weil ich alle Lasten der Welt auf meinem Rücken trage, und mein Rücken ist gerade und stark, und er hat die Gabe des Kleinen, das das Große bezwingt. Denn ich trage auf meinem Rücken alle Lasten der Welt, Angst und Elend und Überdruß, alle nehme ich sie auf meine Schultern und trage sie. Und einst versammelten sich die Weisen und sie sprachen davon, wer wohl in Wahrheit das Kleine habe, das das Große bezwingt. Einer sprach: ‚Mein Hirn ist das Kleine, das das Große bezwingt; denn in meinem Hirne trage ich das Bedürfen von tausend und tausend Menschen, die an mir hangen, und aus meinem Hirne speise ich sie und gebe jedem das Seine.‘ Da lachten sie seiner und schüttelten die Häupter. Und ein anderer sprach: ‚Mein Wort ist das Kleine, das das Große bezwingt. Denn ich bin von dem großen König eingesetzt, alle Lobpreisung und alle Bitten und allen Dank und alle laute oder stammelnde oder stumme Rede zu empfangen und in meinem Worte vor ihn zu bringen. Und mein Wort hebt sie alle und faßt und sagt sie.‘ Da schüttelten sie wieder die Häupter, und ein dritter sprach: ‚Mein Schweigen ist das Kleine, das das Große bezwingt. Denn allerorten stehen Widersacher und

Herren der bösen Sprache gegen mich auf, und sie streiten wider mich und erbosen sich gar sehr und bewerfen mich mit ihren Reden, mich zu schänden. Und ich schweige ihnen zu, und das ist meine Antwort auf alles.' Da schüttelten sie wieder die Häupter und ein vierter sprach: ‚Mein Sehen ist das Kleine, das das Große bezwingt. Denn ich fasse in meinem Auge den Reigen der Welt und alle ihre Wirbel. Und sehend führe ich den großen Blinden, die Welt, ein Kleiner das Ungeheure. Ihr untertan ganz und gar, führe ich sie doch mit meinem Auge, das ihren Reigen faßt.' Da waren sie still und blickten auf ihn, der gesprochen hatte. Ich aber redete zu ihnen und sagte: ‚Dieser hier ist der Größte von euch, aber ich bin über ihm, und ich habe die Gabe des Kleinen, das das Große bezwingt, denn ich trage auf meinem Rücken alle Lasten der Welt. Ich will euch ein Ding offenbaren. Es ist euch bekannt, daß jedes Tier einen Schatten weiß, in dem allein es ruhen mag, und jeder Vogel weiß einen Zweig, auf dem allein er ruhen mag. Aber wißt ihr auch, daß es einen Baum gibt, dessen Schatten alle Tiere des Feldes und dessen Zweige alle Vögel des Himmels sich zur Ruhestatt erwählen?' Da antworteten sie: ‚Wir wissen es wohl von den Urvätern her, und wir wissen, daß alles Glück des Lebens nichtig ist gegen das große Glück, bei dem Baum zu weilen, denn alle Wesen sind dort verschwistert und spielen miteinander. Aber uns ist keine Kunde, wie wir zu dem Baum kommen könnten, denn die einen sagen, man müsse nach Osten gehen, und die andern meinen, nach Westen führe die Bahn, und wir vermögen es nicht zu erkunden.' Da sprach ich zu ihnen: ‚Warum forschet ihr, auf welchem Wege ihr zu dem Baum zu gelangen vermöchtet? Forschet vorerst, wer und wer und welcher Art die Menschen sind, die zu dem

Baum kommen können. Denn nicht jedem ist dieses zugeteilt und keinem als dem, der die Gaben des Baums hat. Der Baum aber hat drei Wurzeln, aus denen seine Gaben sind; die eine Wurzel heißt Glaube, die andere Wurzel heißt Treue, die dritte Wurzel heißt Demut, und Wahrheit ist der Stamm des Baums; und nur wer alle diese hat, kann zu dem Baum kommen.' Da nahmen sie meine Worte auf und weil nicht alle jene Gaben hatten, beschlossen sie zu warten, bis alle würdig wären. Und die der Vollendung ermangelten, strebten und rangen, sie zu erwerben. In dem Augenblick aber, da endlich allen die Gaben gleichermaßen beschieden waren, da wußten sie auch alle wie plötzlich erleuchtet den Weg und machten sich bereit und brachen auf. Und ich ging mit ihnen. Und wir gingen eine lange Zeit, bis wir von der Ferne den Baum erblickten. Da schauten sie und sahen, — siehe, da stand der Baum an keinem Ort, er stand da und hatte doch keinen Ort, und kein Raum war um ihn, und er war abgetrennt von allem Raum. Und sie verzweifelten, zu ihm zu kommen. Aber ich sprach zu ihnen: ‚Ich kann euch zu dem Baum bringen. Denn er steht über dem Raume; und weil ich alle Lasten der Welt trage in der Weise des Kleinsten, das das Größte bezwingt, habe ich den Raum in mir überwunden und seine Seelenspur vernichtet, und da, wo ich bin, ist seine Herrschaft zu Ende und ist nur Ein Schritt dahin, wo der Raum nicht ist. So will ich euch nun zu dem Baum bringen.' Und ich tat also und brachte sie dahin. Euch aber, ihr Kinder, sei meine Kraft des Tragens beschieden, und dies schenke ich euch heute als hochzeitliche Gabe, ihr möget sein wie ich."

So wuchs von Tag zu Tag die Fülle der Wundergaben und die Freude. Aber am sechsten Tage saßen die beiden wieder in Bangen da und gedachten des

Bettlers mit den lahmen Händen, und sie wünschten ihn innig herbei. Und wieder stand auch er vor ihnen und begrüßte sie und sprach: „Mein einstiger Segen soll nunmehr an euch wahr werden. Ihr vermeinet, meine Hände seien untüchtig und ich könne sie nicht regen. Aber in Wahrheit mag ich sie nur nicht nützen zu irgend einem Ding, das die Gefesselten nicht frei macht und die Gebannten nicht erlöst. Und meine Hände sind gar stark und wirken in die Tiefe und in die Weite. Einst versammelten sich die Starken und jeder berühmte sich der Kraft seiner Hände. Der eine sprach: „Ich kann Pfeile in ihrem Fluge greifen und zu ihrem Ausgang heimsenden, und den Pfeil, der sein Ziel gefunden hat, vermag ich also zu greifen, daß seine Tat zu nichte wird.' Da fragte ich ihn: ‚Über welche Pfeile ist dir solche Macht gegeben? Denn es gibt zehn Arten von Pfeilen, in zehnerlei Gifte getaucht.' Er antwortete, diese und diese Art der Pfeile sei seiner Kraft untertan. Da sagte ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du wirst die zehn Pfeile nicht aus ihrem Herzen ziehen.' Und nun sprach ein anderer: ‚Ich vermag mit meinen Händen die Kerker zu öffnen, und ihre Tore springen auf, wenn mein Finger sie berührt.' Da fragte ich ihn: ‚Welche Kerker erschließest du? Denn es gibt zehn Arten von Kerkern, und die Bande ihrer Tore sind von zehnerlei Form.' Er antwortete, diese und diese Art könne ihm nicht widerstehen. Da sagte ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du kannst nicht frei eingehen über die zehn Wassermauern, die ihr Schloß umgeben. Denn nur wer die ganze Freiheit schafft, wandelt frei.' Und ein dritter sprach: ‚Ich vermag mit meinen Händen Weisheit zu geben, und ich teile jedem Weisheit zu, auf den ich meine Hände lege.' Da fragte ich ihn: ‚Welche Weisheit ist es,

die du austeilst? Denn es gibt zehn Arten von Weisheit, und jede gibt nur ein Stück des wahren Wesens.' Er antwortete, diese und diese Art der Weisheit besitze er in solcher Fülle. Da sagte ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du kannst ihre zehn Leiden nicht erkennen. Denn nur wer die ganze Weisheit spendet, erkennt das Verborgene.' Und ein vierter berühmte sich: ‚Ich vermag mit meinen Händen die Flügel des Sturmwinds zu fassen und zu lenken.' Da fragte ich ihn: ‚Welchem Sturmwind gebietest du? Denn es gibt zehn Sturmwinde, und jeder singt seine Weise, und er lehrt sie dich, wenn du sein Herr wirst.' Er antwortete, diesen und diesen Sturmwind könne er bezwingen. Da sprach ich zu ihm: ‚Dann wirst du die Königstochter nicht heilen. Denn du kannst vor ihr die zehn Weisen nicht singen, die ihr Heil sind. Und die Weisen sind in der Macht der Stürme.' Sie aber fragten mich: ‚Und was vermagst du, der du uns also richtest?' Ich sprach: ‚Ich vermag all das Eure, und ich vermag all dies, was ihr nicht vermöget. Ich habe die Kerker der Erde geöffnet, diese und jene, und ich vermag frei zu wandeln auf den Wogen. Ich habe Macht über alle fliegenden Geschosse, und aus allen Wunden ziehe ich die Giftpfeile und vernichte ihr Wirken. Ich habe aller Weisheiten Schätze gespendet aus meiner Fülle, und mir ward Kraft gegeben, alles Geheimnis zu ergründen. Ich habe die Sturmwinde an meinen Wagen gespannt, und im Sausen erfuhr ich ihre Melodien. Und ich vermag die Königstochter zu heilen. Wisset aber, einst begehrte ein Fürst eine Königstochter, und er stellte Ränke an, sie zu fangen, und es gelang ihm, sie in seine Hand zu bekommen. Aber eine kurze Zeit darauf kam dem Fürsten der Traum, sie stehe über seinem Lager und ihre Hände seien um seine Kehle gelegt und würgten

ihn. Da erwachte er, und der Traum war in sein Herz eingezogen. Er berief die Deuter und sie deuteten, es werde geschehen nach dem Geschehen des Traumes, daß er durch die Königstochter werde sterben müssen. Da wußte der Fürst seiner Seele keinen Rat zu geben, denn es war ihm leid sie zu töten, weil sie so schön war, und es war ihm leid sie zu verbannen, weil er es nicht ertragen mochte, sie eines anderen Eigen zu wissen, und leid war ihm, sie in seiner Nähe zu lassen, denn er hing am Leben und wollte es nicht lassen, ehe er sein müde würde. Indessen begann seine Furcht in die Blicke einzudringen, mit denen er die Königstochter anschaute, und in die Worte, die er zu ihr redete. Und wie sie ihn so düster und zweifelsüchtig einhergehen sah, verdarb die Liebe, die sie zu ihm gewonnen hatte, Mal für Mal, und sie konnte seinen Anblick nicht länger ertragen und floh von dannen. Und fliehend kam sie zu dem Wasserschloß, das hinter den zehn Wellenmauern auf den Fluten steht. Und all dies, Schloß und Mauern und ihr Ort, alles ist aus Wasser, und niemand kann über die Schwelle treten, denn er stürzt in die Wogen. Und als die Königstochter vor den Mauern stand, da schaute sie um sich, und sie sah, daß der Fürst mit seinen Leuten ihr nachgesetzt hatte, und da war kein Weg, ihm zu entfliehen. So stand sie und wandte ihr Gesicht wieder dem Wasser zu und schloß die Augen und hörte hinter sich das Stampfen von tausend Hufen, vor sich das Rauschen der großen Gewässer, und lieber dünkte sie irgend ein Sein oder irgend ein Tod, als zurückzukehren in das Elend. Da hob sie die Arme um den Nacken und warf den Kopf zurück und lief in die Flut. Aber die Flut trug sie, und die Mauern waren offen, und sie lief durch die zehn Tore in das Schloß. Der König jedoch hatte sie in das Wasser tauchen ge-

sehen, und der Grimm hatte ihn ergriffen, und er hatte seinen Schützen zugeschrien, auf sie zu schießen. Und die Schützen spannten die Bogen, und die Pfeile schwirrten und erreichten sie nicht. Aber als sie am Eingang des Schlosses stand, wandte sie sich, und ihre Augen öffneten sich und sahen den Fürsten an. Da kamen die letzten zehn Pfeile und durchbohrten ihr Herz, und sie fiel an der Schwelle hin; aber die Wellen trugen sie in das Schloß und betteten sie. Der Fürst jedoch und seine Leute setzten ihr nach und versanken in der Flut. Nun aber will ich hingehen und die Königstochter heilen; denn die Zeit ist erfüllt, und ich höre den Befehl ergehen.' Und ich ging hin und heilte die Königstochter. Euch aber, ihr Kinder, schenke ich heute als hochzeitliche Gabe die Kraft meiner Hände und dies, ihr möget sein wie ich." Da stieg von neuem die Freude auf, und sie feierten ihr Fest in hoher Freude.

*

„Das Ende dieser Geschichte, das ist von dem siebenten Bettler und ihren Abschluß zu hören sind wir nicht gewürdigt worden. Und Er sprach, er werde sie nicht weiter erzählen. Und dieses ist ein großer Verlust. Denn wir werden nicht gewürdigt werden, sie zu hören, bis daß der Messias kommt. Dies möge geschehen in Bälde, in unseren Tagen, Amen."

INHALT

RABBI NACHMAN UND DIE JÜDISCHE MYSTIK Seite

Die jüdische Mystik 5

Rabbi Nachman von Bratzlaw 20

Worte des Rabbi Nachman 33

Die Erzählungen 40

DIE GESCHICHTEN DES RABBI NACHMAN

Die Geschichte von dem Stier und dem Widder 43

Die Geschichte von dem Rabbi und seinem Sohne 53

Die Geschichte von dem Klugen und dem Einfältigen . . 63

Die Geschichte von dem Königssohn und dem Sohne der Magd 83

Die Geschichte von dem Meister des Gebetes 101

Die Geschichte von den sieben Bettlern 131

ANDERE BÜCHER
VON
MARTIN BUBER

DIE LEGENDE DES BAALSCHEM

Viertes und fünftes Tausend

In Buchausstattung von E. R. Weiß

Preis: geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.50

In die Tiefen der jüdischen Volksseele, auf das brandende Meer von Hoffen und Verlangen, von Dichten und Träumen des Ghetto vor 100 Jahren führt das Legendenbuch Martin Bubers. In schroffem und bewußtem Gegensatz zu den einseitigen Bestrebungen des rationalistisch gestalteten Judentums, dringt Buber mit seltenem Scharfblick in die Abgrundtiefen des Sehnens und Träumens der jüdischen Masse im Osten. Auf dem Boden der Armut und des Elends, in der Unwelt des Pogroms, unter hagern, schwächlichen Menschen mit eingefallenen Wangen und tiefliegenden, schwärmerischen Augen, entkeimt ihm die blaue Blume der mystischen Romantik. Die Legende des Baalschem ist eine psychologische Studie. Es ist die Geschichte einer Gottesberufung, der Werdegang eines religiösen Genies, der in diesen 21 Märchen erzählt wird. Der Mann, um den sich diese Legenden gruppieren und dessen Wesen sie schildern, gehört zu jenen seltenen Erscheinungen der Geschichte, zu jenen Flügelmännern der Menschheit, die in sich den Typus ihrer Zeit und ihrer Rasse darstellen. Es werden die unbewußten Unterströmungen der Menschenseele in der Brust dieser Erwählten, dieser fein und zart Besaiteten ins Reich

des Bewußtseins erhoben, so daß sich all das Seelenleid und Seelenhoffen eines Volkes in ihnen zu einem gewaltigen, alles bezwingenden Wollen wie in einem Brennpunkt vereinigt. Daher geht auch von dem Helden des Buches ein mitreißender Strom warmer Sympathien aus. Er fühlt den Herzschlag der Natur und ist eins mit ihr; ihm flüstern die Blätter und raunen die Blumen das Geheimnis des Werdens und Vergehens zu; vor seinem ungebrochenen Willen zerfließen die Grenzen von Raum und Zeit in nichts: mit dem Saum seines Gewandes berührt er die Erde, seine Hände reckt er in die Wolken. Die stille, nach innen gekehrte Geistesklarheit dieses Gottessuchers verbreitet Ruhe und Frieden um sich; die Räder des Weltgetriebes scheinen in ihrem ewigen Lauf einzuhalten, um seinen Worten zu lauschen, dieweil sein Inneres von der geheimnisvollen geistigen Flamme der Ekstase erleuchtet und — verzehrt wird. — Schon in den Geschichten des Rabbi Nachman hat Buber gezeigt, daß er diese Legendengestalten, die heute mit abergläubischem Geröll bis zur Unkenntlichkeit überschüttet sind, in ihrem rein menschlichen Kern zu erfassen und dementsprechend umzudichten versteht. Dabei entwickelt das Buch eine metaphysische Philosophie, welche, wenn auch nicht im Schatten uralter Palmenhaine oder immergrüner Olivengehänge erwachsen, dennoch den Gedanken eines Buddha oder Franziskus von Assisi ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Die Sprache des Buches ist von einer herben Melodik, dabei von großem, reinem Pathos beseelt, so daß sie sich an manchen Stellen zu biblischer Schönheit emporschwingt. Man denkt an die Glaubensmission des

Nazareners, wenn dieser Messias des Ghetto, unter einer Hauspforte stehend, seine schlichten Reden hält. Dann zieht er in den Bannkreis seiner Worte die Mägde, die mit dem Wasserkrug auf der Schulter stehen bleiben, die Arbeiter mit Schere und Feile, mit Leisten und Spaten in der Hand. — Einen Faust der Tat, einen Brand im mystischen Gewande schildern die Legenden des Baalschem, des „Meisters des wahren, sonst unaussprechlichen Gottesnamens" (Baal = Herr, Schem = Name). In diesem schlichten Märchen entfaltet sich das große Menschheitsdrama: die Tragödie der ekstatischen Leidenschaft, die aus dem schmerzlich empfundenen Gegensatz eines klar vorgestellten Ideals zur wirklichen Welt entsteht, und die von ihr Erfaßten unter ihrer Wucht zuletzt begräbt.

KÖLNISCHE ZEITUNG

DREI REDEN ÜBER DAS JUDENTUM

Drittes und viertes Tausend

Preis: geheftet M. 2.—, in Pappband M. 3.—

Martin Buber, der Erneuerer des jüdischen Mystizismus, hat in seinen „Drei Reden über das Judentum" seine Ansicht über das Wesen des Judentums als selbständige Theorie, losgelöst von den Märchengestalten des Chassidismus, niedergelegt. Für den Juden selbst (1. Rede) bedeutet das Judentum: die Einheit in der Zwiespältigkeit seiner völkischen Exi-

stenz, den Sieg im Kampf zwischen Neuwelt und Innenwelt, Eindruck und Substanz, Atmosphäre und Blut, die richtige Wahl zwischen den Zwecken der Gesellschaft und der Aufgabe seiner Eigenkraft. Er, der von allen Kulturvölkern im prägnantesten Sinne eine Mischung darstellt, soll nicht der Sklave, sondern der Herr dieser Mischung sein, aus tiefster Selbsterkenntnis heraus sich selbst bejahen, und damit als sein eigner Messias seine Erlösung vollziehen. — Aber nicht nur der Jude als politisches Wesen, das Judentum selbst ist zwiespältig, ein „polares Phänomen"; im Juden an sich offenbart sich stärker als anderswo das „Mysterium der Urzweiheit", die Wurzel und der Sinn alles Geistes; und so macht das Streben des Juden nach Einheit die Judenfrage zu einer Menschheitsfrage. Die Bedeutung des Judentums für die Menschheit (2. Rede) war und bleibt demnach: daß es, die Urzweiheit im innersten Wesen kennend und darstellend (Sündenfall, Gut und Böse), eine Welt verkündet, in der sie aufgehoben ist und an die Menschen die Forderung der Einheit immer wieder heranbringt. In den Propheten und im Urchristentum predigt es die religiöse, in Spinoza die gedankliche, im Sozialismus die gesellschaftliche Synthese; und heute bereitet sich der Geist des Judentums vielleicht zu einer Synthese all dieser Synthesen. — Denn nicht lediglich eine Verjüngung oder Neubelebung, eine wahrhafte und vollkommene Erneuerung des Judentums (3. Rede) erhofft und verlangt Buber. Das Judentum ist ihm mehr als eine konfessionelle oder nationale Gemeinschaft: es ist ihm ein geistiger Prozeß, der sich in der Geschichte als das Streben nach

immer vollkommener Verwirklichung der drei untereinander zusammenhängenden Ideen der Einheit, der Tat, der Zukunft vollzieht. Von der Einheit ist schon die Rede gewesen. Die Tat ferner, und nicht der Glaube, steht seit uralter Zeit im Mittelpunkt der jüdischen Religiösität, als entscheidende Verbindung zwischen Mensch und Gott; „all dein Tun sei um Gottes willen", jede Tat, durch die Seele des Täters, irgendwie auf das Göttliche bezogen. Endlich die Zukunft der Messianismus, die am tiefsten originale Idee des Judentums; am Ende der Tage, in der endgültigen Zeit, in der Fülle der Zeit, in der absoluten Zukunft hat der Jude sich ersonnen, das Haus des wahren Lebens für die Menschheit zu bauen. — Der große Geistesprozeß dieser drei Ideen ist nun aber unterbrochen; er muß von neuem anheben, dazu in einer neuen Form, indem seine drei Richtungen in eins verschmelzen an dem Weltgefühl, das in uns Heutigen zu keimen beginnt. Denn der jüdischen Seele tiefstes Menschentum und tiefstes Judentum meinen und wollen ein und dasselbe. „Es geht hier um Größeres als das Schicksal eines Volkes, um den Wert eines Volkstums; es geht um urmenschliche und allmenschliche Dinge." Aus dem innersten Grund des religiösen Fühlens herausgemeißelt, reihen sich diese tiefen Gedanken durch Bubers stilistische Meisterschaft in köstlicher Klarheit und plastischer Schärfe aneinander — für den denkenden Leser ein ästhetischer Genuß erlesener Art.

KÖLNISCHE ZEITUNG

Kans